

„Gelassenheit – trotz allem?“

Ungewissheit und Grenzen des Menschen: Kohelet (der Prediger Salomo) im Gespräch

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Sommersemester 2020

Predigtreihe: „Gelassenheit – trotz allem?“ Ungewissheit und Grenzen des Menschen:
Kohélet (der Prediger Salomo) im Gespräch
Schlosskirche der Universität Bonn, Sommersemester 2020

Eberhard Hauschildt (Hg.): „Gelassenheit – trotz allem?“ Ungewissheit und
Grenzen des Menschen: Kohélet (der Prediger Salomo) im Gespräch
Universität Bonn, Sommersemester 2020

Bonn, September 2020

Inhalt

Alles flüchtig? Alles nichtig?: Koh 1,1-11 **5**

Prof. Dr. Markus Saur

19. April 2020, Quasimodogeniti

Freude am Leben als Gabe Gottes: Koh 3,10-15 **12**

Prof. Dr. Günter Röhser

26. April 2020, Misericordias Domini

Weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes: Röm 8,31-38 **17**

Prof. Dr. Hermut Löhr

03. Mai 2020, Jubilate

Ich aber will singen: Ps 59,17f **21**

Prof. Dr. Wolfram Kinzig

10. Mai 2020, Kantate

Worum beten wir?: Koh 4,17-5,8 **28**

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

17. Mai 2020, Rogate

Aus Staub ... zu Staub – wer weiß?: Koh 3,16-22 **33**

WMA Ann-Kathrin Armbruster

24. Mai 2020, Exaudi

Im Geist wider die Unersättlichkeit: Koh 5,9-16.17-19 **37**

WMA Katharina Opalka

31. Mai 2020, Pfingsten

Von Tod und Leben: Koh 9,1-10 **41**

PD Dr. Axel Graupner

07. Juni 2020, Trinitatis

Dennoch: Nähe: Koh 4,7-12 mit Apg 4,32-37 49

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost
14. Juni 2020, 1. Sonntag nach Trinitatis

Ob jung oder alt: Gedenke des Schöpfers!: Koh 11,9-12,8 53

Studierendenpfarrer Michael Pues
21. Juni 2020, 2. Sonntag nach Trinitatis

Sei nicht allzu gottlos!: Koh 7,15-18 56

WMA Daniel Rossa
28. Juni 2020, 3. Sonntag nach Trinitatis

Und dennoch: Gottesfurcht: Koh 8,10-15 64

Prof'n Dr. Cornelia Richter
05. Juli 2020, 4. Sonntag nach Trinitatis

Alles hat seine Zeit: Koh 3,1-9 68

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt
12. Juli 2020, 5. Sonntag nach Trinitatis

Alles flüchtig? Alles wichtig?: Koh 1,1-11
Prof. Dr. Markus Saur
19. April 2020, Quasimodogeniti
Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst

Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden!

Mit diesen Worten begrüße ich Sie, liebe Leserinnen und Leser, sehr herzlich zu einer ungewöhnlichen Form der Eröffnung des Semesters. Wir beginnen das Sommersemester 2020 nicht gemeinsam mit einem Gottesdienst in der Schlosskirche, sondern wir versammeln uns ein jeder und eine jede an seinem und ihrem Ort, um uns zusammen Zeit dafür zu nehmen, über die kommenden Wochen nachzudenken und dem Semester einen verbindenden Anfang zu geben.

Der Herr ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden!

So hallt das Echo von Ostern noch in unseren Herzen nach, aber wir haben die alten Worte in diesem Jahr nur verhalten für uns selber oder im kleinen familiären Kreis gesprochen.

Dabei bringt der Ostergruß doch das zum Ausdruck, was uns als Christinnen und Christen von Anfang an trägt, was uns Fundament und Richtung gibt: Das Leben siegt über den Tod, Christus ist nicht mehr unter den Toten, sondern er ist zum Leben auferstanden, des soll'n wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein – Kyrie eleis.

In dem alten Osterhymnus „Christ ist erstanden“ verbindet sich die Freude über die Auferstehung mit der Bitte um Erbarmen – Kyrie eleison. Diese Bitte klingt selbst nach dem Halleluja am Ende des Hymnus noch einmal an. Es gibt keine Freude im menschlichen Leben, die nicht auch um Dunkelheiten wüsste, um Zeiten, in denen wir das Erbarmen Gottes ganz besonders brauchen. Freude und Mühe im Leben gehören zusammen, sie bestimmen das Leben eines jeden Menschen – so lehrt es Kohélet, der Prediger Salomo, im Alten Testament. Mit ihm und seinem Denken wollen wir in diesem Semester ganz besonders ins Gespräch kommen. Gerade in Zeiten, in denen viele Gewissheiten erschüttert werden, zeigt der Prediger Wege aus dem Trübsal hin zu einer fröhlichen Gelassenheit. Gegründet ist diese Gelassenheit des Predigers im Wissen darum, dass Gott seine Welt erhält.

Von diesem Wissen sind auch die Psalmen bestimmt. In Ps 121 wendet sich der Beter, getragen von tiefem Vertrauen, an seinen Gott.

*Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.
Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.*

*Der Herr ist dein Hüter; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, dass dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts.
Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele.
Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit!*

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn man in diesen Tagen durch die Bonner Straßen läuft, sieht man in vielen Fenstern einen Regenbogen. Manchmal nur einen kleinen Bogen, mit Buntstift gemalt, manchmal aber auch große Bögen, mit viel Mühe und Liebe gebastelt, Regenbögen, die das ganze Fenster einnehmen und schon von Weitem sichtbar sind. Unter dem Regenbogen ist häufig zu lesen: „Wir bleiben zu Hause!“
– manchmal auch: „Alles wird gut!“

Ich freue mich sehr darüber, dass der Regenbogen im Moment überall sichtbar ist. Der Regenbogen verbindet viele Farben zu einem wunderbaren Schauspiel und zeigt, wie schön und wie bunt die Welt sein kann. In den alten Texten der Genesis steht der Regenbogen als Zeichen für den Bund, den Gott nach der Sintflut mit Noah und seiner Familie geschlossen hat. Der Regenbogen soll ein bleibendes Zeichen dafür sein, dass es keinen Weltuntergang mehr geben wird, sondern dass die Erde bestehen bleibt und mit ihr Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Gegen alle dramatischen Erwartungen eines Untergangs erzählt die Geschichte von der Sintflut davon, dass die Apokalypse schon vorbei ist – die Welt hat nun Bestand, sie ist in Ordnung.

In der Tradition dieses Vertrauens auf die Beständigkeit der Welt steht eine sehr eigenständige Stimme in der Hebräischen Bibel. Diese Stimme, die Gedanken und Worte, die zu einem Buch geworden sind, wird in der jüdischen Tradition der Autorität des weisen Königs Salomo unterstellt. Von Salomo ist im Buch selber allerdings an keiner Stelle die Rede – der Verfasser des Buches wird ‚Kohélet‘ genannt. Das scheint die Bezeichnung für den Träger eines Amtes zu sein, das in irgendeiner Weise auf die Gemeinschaft bezogen ist. Mit ‚Prediger‘ ist das hebräische Wort ‚Kohélet‘ daher gar nicht falsch übersetzt.

Kohélet gehört zu den Lehrern der Weisheit des Alten Testaments, denen wir im Sprüchebuch, im Buch Hiob und eben im Kohéletbuch, dem Buch des Predigers, auf die Spur kommen. Weisheit im Alten Testament hat mit Erfahrung zu tun. Dass derjenige, der im Sommer sammelt, verständig ist, und dass derjenige, der die Erntezeit verschläft, schändlich handelt, das kann jeder erfahren, der im Winter ohne den Ertrag des Sommers Hunger leiden muss. Und wer einen Stein hinaufrollt, der macht die Erfahrung, dass dieser Stein auch wieder hinabrollen wird – und in eine Grube fällt derjenige, der eine Grube gräbt. Diese Erfahrungen, wie sie sich in den Sprüchen Salomos verdichten, werden im antiken Israel und Juda gelehrt und gelernt. Und Kohélet gehört zu den Lehrern dieser Weisheit.

Auch Kohélet kommt von der Erfahrung her, er denkt aber noch weiter, als es die Sprüche tun. Kohélet fragt über den Alltag hinaus und kommt dabei immer wieder an die Grenzen dessen, was ein Mensch erfassen und einsehen kann. Er ist ein Denker, der an die Ränder geht und die Grenzen des Menschen auslotet – und dabei mehr als einmal alle Spielräume des Denkens und der Sprache ausreizt.

Neben der Erfahrung ist für Kohélet etwas Zweites grundlegend, was ihn ebenfalls mit der Tradition der Weisheit verbindet. Kohélet ist getragen von der Überzeugung, dass die Welt grundlegend als geordnet zu verstehen ist. Gott hat die Welt schön gemacht – auch wenn der Mensch das nicht von Anfang bis Ende erfassen kann. Mit dieser Überzeugung verlässt Kohélet, auch wenn es auf den ersten Blick so scheinen mag, keineswegs den Raum der Erfahrung – für Kohélet gehört es zu den tragenden Ergebnissen seiner Erforschung der Welt, dass diese Welt als eine geordnete Welt erfasst werden kann. Der Kosmos ist ein Kosmos in aller Schönheit – kein Tohuwabohu, kein Chaos. Gott ist für Kohélet der Urheber dieser Ordnung – und er ist zugleich ihr Garant. Die Welt wird nicht nur am Anfang von Gott geschaffen, sondern auch in der Gegenwart von ihm erhalten.

Kohélet's Welt, wie er sie konkret erfährt, legt eine solche Weltanschauung keineswegs nahe. Kohélet scheint im 3. Jh. v. Chr. in Jerusalem gewirkt zu haben. Dieses 3. Jh. v. Chr. ist im Vorderen Orient durch die Auseinandersetzungen zwischen den Nachfolgern Alexanders des Großen bestimmt – besonders Syrien und Palästina stehen für fast zwei Jahrhunderte im Fokus dieser Auseinandersetzungen, die durchaus Zweifel an der Ordnung der Welt aufkommen lassen konnten. Wer sorgte denn hier noch für Ordnung? Wer sicherte Stadt und Land gegen Krieg und Vernichtung? Wer kümmerte sich um die Leidenden, Sterbenden und Toten? Es setzt schon entweder ein beachtliches Maß an Ignoranz oder aber ein hohes Maß an Gottvertrauen voraus, wenn man in einer solchen Lage daran festhält, dass das Heil nicht in einer Hoffnung auf den Untergang und die Überwindung des Elends auf Erden, sondern im Vertrauen auf die Stabilität der Grundfesten der Erde zu suchen ist.

Kohélet führt gleich im Eröffnungstext seines Buches ins Zentrum dieser Überzeugungen. So ist in Kohélet 1,1-11 - hier in der vorzüglichen Übersetzung der Zürcher Bibel von 2007 - zu lesen:

1 Worte Kohélet's, des Sohnes Davids, des Königs in Jerusalem.

2 Nichtig und flüchtig, sprach Kohélet, nichtig und flüchtig, alles ist nichtig.

3 Welchen Gewinn hat der Mensch von seiner ganzen Mühe und Arbeit unter der Sonne?

4 Ein Geschlecht geht, und ein Geschlecht kommt, aber die Erde bleibt ewig bestehen.

5 Und die Sonne geht auf, und die Sonne geht unter und strebt nach dem Ort, wo sie aufgeht. 6 Es weht nach Süden und dreht nach Norden, dreht, dreht, weht, der Wind. Und weil er sich dreht, kommt er wieder, der Wind. 7 Alle Flüsse fließen zum Meer, und das Meer wird nicht voll. Zum Ort, dahin die Flüsse fließen, fließen sie und fließen. 8 Alles Reden müht sich ab, keiner kommt damit zum Ziel. Das Auge sieht sich niemals satt, und

das Ohr wird vom Hören nicht voll. 9 Was einmal geschah, wird wieder geschehen, und was einmal getan wurde, wird wieder getan, und nichts ist wirklich neu unter der Sonne. 10 Wohl sagt man: Sieh dies an! Es ist neu! – Es war längst schon einmal da, in den Zeiten, die vor uns waren. 11 An die Früheren erinnert man sich nicht, und an die Späteren, die kommen werden, auch an sie wird man sich nicht erinnern bei denen, die zuletzt sein werden.

Nach der Überschrift, die das Buch in die Nähe des Königs Salomo rückt, ohne ihn aber mit Namen zu nennen, eröffnet Kohélet seine Reflexionen mit einem Paukenschlag: Alles ist nichtig und flüchtig. Nichts hat Bestand, sondern alles ist durch seine Vergänglichkeit gekennzeichnet.

Mit der Betonung der Flüchtigkeit des Ganzen wird die Lektüre des Folgenden in ein bestimmtes Licht gestellt. Der Gedankengang wird mit einer anthropologisch ausgerichteten Frage eröffnet: Was bleibt dem Menschen übrig bei aller seiner Mühe und Arbeit unter der Sonne? Eine Generation geht, eine Generation kommt – der einzelne ist in diesem Geflecht nur ein kleiner Teil des großen Weltlaufs. Dann aber die entscheidende Einsicht: Während der Mensch kommt und geht, hat die Erde für immer Bestand. Das Vorübergehende und Vergängliche des Menschen wird in einen kosmischen Zusammenhang gestellt und entsprechend justiert: Das Gehen und Kommen des Menschen ist ein Teil der Beständigkeit der Welt. So kommen auch die Sonne, der Wind und die Flüsse, auch sie sind in Bewegung. Diese Dynamik hat kein Ende, sondern sie ist das, was die Ordnung der Welt als eine dynamische Ordnung konstituiert. Zu dieser Welt und ihrer Dynamik gehören auch die Menschen, die in Form der Generationen bleiben, wenngleich der einzelne Mensch so vergänglich ist, wie es auch der einzelne Strahl der Sonne, die einzelne Böe des Windes und die einzelne Woge des Flusses sein mag.

Reden, Sehen und Hören als die vielschichtigen Formen menschlicher Kommunikation kommen trotz aller Erschöpfung zu keinem Ende. Deutung und Erfahrung, Erfahrung und Deutung stellen einen unendlichen Prozess dar. Auf dem Höhepunkt seiner Überlegungen konstatiert Kohélet sehr nüchtern, dass sich innerhalb dieses unendlichen Prozesses Erfahrungen und Deutungen wiederholen und es nichts ganz und gar Neues unter der Sonne gebe. Im Umfeld Kohélet's scheint es durchaus die Behauptung gegeben zu haben, dieses oder jenes sei neu – diese Behauptung kann aber nur aufkommen, weil der Mensch sich nicht recht erinnern kann an das, was früher war.

Man kann Koh 1,1-11 als Reflexion eines resignierenden Menschen lesen – und so ist der Text auch immer wieder gedeutet worden. Bringt man aber die grundlegende Einsicht, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe, mit dem hinter dem Text stehenden Denken im Horizont einer Weltordnung in Verbindung, so ist hier keineswegs Resignation zu erkennen, sondern die tiefe Erkenntnis, dass der Mensch in seiner Lebenszeit in die Beständigkeit der Welt eingeordnet ist.

Kohélet führt seine Leserinnen und Leser mitten in die Gegenwart des Lebens hinein. Hier werden keine strahlenden und alles übersteigenden Zukunftsbilder entworfen. Wenn den Menschen seine Vergänglichkeit prägt und wenn es später keine Erinnerung mehr an ihn geben wird, dann legt es sich nicht nahe, das Leben auf irgendeine Zukunft hin auszurichten. Das gelingende Leben ereignet sich für Kohélet jetzt – und nicht irgendwann. Dieses Leben in der Gegenwart bringt den Menschen dazu, aufzustehen, zu handeln und zu gestalten – und zwar jetzt. Kohélet geht es nicht um die hochfliegenden Pläne für irgendwelche Zeiten, die noch kommen werden, sondern es geht ihm um das, was jetzt vor Händen liegt und getan sein will. Es sind nicht die großen Projekte und Ziele, die Kohélet verfolgt, sondern es sind die Mühen der Ebene, die Kohélet fest im Blick hat. Und ist es nicht ehrlicherweise das, was am Ende das Glück des Lebens ausmacht – zu wissen, dass man an seinem Ort und zu seiner Zeit die Welt gestaltet und zu dem macht, was das Leben in der eigenen Lebenszeit gelingen lassen kann? Das ist nicht nichts – und es ist vor allem nicht die Überforderung, alles erreichen zu müssen. Immer höher, immer weiter, immer besser – Kohélet warnt vor diesem Denken des dauernden Noch-Mehr, weil er darum weiß, dass dieses unersättliche Streben den Menschen von innen aushöhlt und leer macht.

Eine Generation geht, eine Generation kommt – aber die Erde hat für immer Bestand. Kohélet's Einsichten haben etwas Mäßiges – und mit dieser Mäßigung auch etwas Befreiendes: Es gibt nicht nichts zu tun, sondern das, was vor uns liegt, will auch getan sein. Aber niemand muss allein alles zugleich erledigen. Und das dauernde Streben nach noch höher, noch weiter, noch besser, es wird doch nicht dazu führen, dass das Meer am Ende voll wäre. Das zu wissen, soll nicht zu Behäbigkeit oder gar Faulheit führen, wohl aber zu einer angemessenen Haltung bei aller Arbeit und aller Mühe, die das Leben des Menschen nun einmal zu seinem Leben macht.

Als Christinnen und Christen haben wir gerade nach Ostern jeden Grund dazu, das Leben neu anzunehmen und uns zum Handeln und Gestalten ermutigt zu fühlen – und nicht in Untergangsängsten und Todesfurcht zu erstarren. Es gibt Leben weit über den Tod hinaus – das ist die Botschaft von Ostern! Und es gibt ein Leben diesseits des Todes, das gelebt sein will – das ist die Botschaft Kohélet's.

Gerade in Zeiten, in denen Sicherheiten ins Wanken kommen und alltägliche Ordnungen aus den Fugen geraten, kann diese Botschaft Anlass zu Trost und Zuversicht geben – auch wenn die Welt manchmal ins Chaos zu stürzen scheint, gibt es doch nichts grundlegend Neues, das uns ängstigen müsste. Trotz aller Stürme, die das Leben in Turbulenzen bringen können, ist das ein Grund zu großer Gelassenheit.

Dieser Gelassenheit - trotz allem! - wollen wir in diesem Semester nachgehen, an der Seite Kohélet's. Ich wünsche uns dabei viele Entdeckungen und Anregungen –

und ich wünsche uns allen ein gutes und erfolgreiches Semester mit vielen Herausforderungen und vielem, was neu zu sein scheint, am Ende aber vielleicht doch nicht so anders ist, als es vorher auch schon war.

Wie einfach es übrigens manchmal ist, die Welt, in der man lebt, zu gestalten, kann man dieser Tage in der Hausdorffstraße in Kessenich sehen. Meine Nachbarinnen und Nachbarn haben dort mit ihren Kindern nicht nur einen wunderschönen Regenbogen gebastelt, sondern auch noch gleich den Garten unterhalb des Regenbogens zu einem kleinen Osterparadies gemacht. Jeder, der an der vielbefahrenen Hausdorffstraße entlanggeht, findet da nun eine kleine bunte Oase, die von unten und von oben her in allen Farben leuchtet. Manchmal ist es so einfach – und zugleich so schön, das Leben in der Gegenwart.



Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus, dem auferstandenen Herrn. Amen.

Wir denken an alle, die in diesen Tagen Not und Angst durchleiden, weil sie selber krank sind oder weil sie um einen lieben Menschen bangen – Gott behüte und bewahre uns!

Wir denken an alle, die in diesen Tagen helfen und dafür arbeiten, dass alle genug zu essen und zu trinken haben und dass keiner unversorgt bleibt, der Hilfe braucht – Gott behüte und bewahre uns!

Wir denken an alle, die sich in diesen Tagen um ihr Auskommen sorgen und die nicht wissen, wie es in den kommenden Wochen weitergeht – Gott behüte und bewahre uns und lasse uns erkennen, wo wir solidarisch sein können!

Wir denken an die Herausforderungen des kommenden Semesters, an Prüfungen, an Seminar- und Examensarbeiten, an die ungewohnten Arbeitsbedingungen –

Gott behüte und bewahre uns und gebe uns Verständnis und Nachsicht füreinander bei der gemeinsamen Arbeit.

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name! Dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen, denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Der Herr ist dein Hüter; der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, dass dich des Tages die Sonne nicht steche noch der Mond des Nachts.

Der Herr behüte dich vor allem Übel, er behüte deine Seele.

Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit! Amen.

Freude am Leben als Gabe Gottes: Koh 3,10-15

Prof. Dr. Günter Röhser

26. April 2020, Misericordias Domini

10 Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen.

11 Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt; nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.

12 Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.

13 Denn ein jeder Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

14 Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.

15 Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.

Liebe Leserin, lieber Leser,

das könnten wir sicher gut gebrauchen in der gegenwärtigen Situation – Freude am Leben, so wie der Prediger es beschreibt (V. 12-13): fröhlich sein und sich gütlich tun, essen und trinken, guten Mut haben bei all unseren Mühen wegen der Corona-Krise! Doch vielen dürfte die Freude erst einmal vergangen sein – trotz oder gerade wegen der Tatsache, dass es in unserem Land immer noch viele Gründe für die Freude am Leben gibt: Wir haben zu essen und zu trinken und es sieht nicht nach Versorgungsengpässen aus – und doch machen wir uns im Stillen Sorgen, ob es so bleibt. Wir haben einen leistungsfähigen Sozialstaat mit einem hervorragenden Gesundheitssystem – und doch will uns der Mut sinken, wenn wir in andere Länder schauen und sehen, was passieren kann, wenn die Gefahr unterschätzt wird. Wir haben dank moderner Technik die Möglichkeit, in Kontakt miteinander zu bleiben – und spüren doch gleichzeitig, dass wir so nicht auf Dauer miteinander leben wollen. Ein Blick nach draußen in die Natur, auf das Frühlingswetter schenkt uns Freude an den Gaben des Schöpfers, der auch dieses „schön gemacht hat zu seiner Zeit“ (V. 11) – und doch ist die Freude begrenzt, weil wir uns nicht unbeschwert draußen treffen und aufhalten dürfen.

Begrenzte, gebremste Freude am Leben – das ist wohl das Äußerste, was die meisten von uns derzeit „hinkommen“. Ganz zu schweigen von denen, die es wirklich schwer getroffen hat und noch weiterhin treffen wird – gesundheitlich, finanziell, am Arbeitsplatz in den sog. systemrelevanten Berufen... Und spricht nicht auch der Prediger davon, dass das Sich-Freuen-Können nichts Selbstverständliches, sondern eine Gabe Gottes ist?

Wir dürfen das nicht so verstehen, als ob Gott in seinem unbegreiflichen Ratschluss nur bestimmten Menschen Lebensfreude zgedacht hätte – und anderen nicht. Vielmehr geht es hier doch um eine Gabe des Schöpfers, die für alle

Menschen vorgesehen ist – ebenso wie für alle Mühe und Arbeit (V. 10+13). So ist das Leben für alle eingerichtet: Es besteht aus Mühe und Anstrengung ebenso wie aus Freude und Genuss – nach dem Willen des Schöpfers, der „alles schön gemacht hat zu seiner Zeit“ (V. 11). Es kann und soll nicht immer nur das eine von beiden geben, nicht immer nur die eine von beiden Möglichkeiten vorherrschen – nach dem Willen Gottes. Denn „alles hat seine Zeit“, wie der wohl bekannteste Text des Predigers es einschärft, der unserem Textabschnitt unmittelbar vorausgeht (V. 1-8).

Damit ist auch klar, dass es nicht um die Lust um der Lust Willen geht, sondern um ein gesundes Maß von beidem: Lebenslust und Mühe des Lebens. Aber der Prediger nennt auch noch zwei Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn das rechte Maß und damit auch die rechte Lebensfreude gelingen sollen. Da ist zum einen die Gottesfurcht, die sich aus der Einsicht in das bestimmende und bleibende Handeln Gottes ergibt (V. 14). Die Gottesfurcht ist es, die uns aus der falschen Furcht vor allen Mächten, Gewalten und Gefahren unseres Lebens befreit. Erst sie ermöglicht wahre und echte Lebensfreude, die sich nicht von den unvermeidlichen Mühen und Gefahren des Lebens überwältigen lässt. Aus der Ehrfurcht vor dem Schöpfer kann eine tiefe Geborgenheit erwachsen, die selbst dann noch für die Schönheit des Lebens dankbar und empfänglich bleibt, wo aktuell nichts mehr zu hoffen ist. Und das andere ist die Einsicht in die Begrenztheit menschlicher Erkenntnis (V. 11): „dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch Ende.“ Erst diese Einsicht schenkt dem Menschen die nötige Gelassenheit, um sich trotz der ungelösten Rätsel des Daseins seines Lebens freuen zu können.

Darin steckt eine tiefe Weisheit, die sich gerade gläubige Menschen und besonders Theologinnen und Theologen immer wieder gesagt sein lassen sollten: Sie suchen engagiert nach dem Sinn des Lebens und fragen nach Gott. Sie finden auch immer wieder tragfähige Antworten oder wenigstens Ansätze dazu. Es ist ja nicht so, dass der Prediger von einem abgrundtiefen Pessimismus bestimmt wäre – ganz im Gegenteil. Im selben Vers, in dem sich die Einsicht in die Grenzen der Erkenntnis findet, steht auch der schönste und tiefgründigste Satz unseres ganzen Abschnitts: Gott hat den Menschen die Ewigkeit in ihr Herz gelegt (V. 11). Was für eine wunderbar poetische Aussage – und theologisch so wichtig: Ja, die Erkenntnis ist begrenzt; aber es ist nicht so, dass es überhaupt keine Erkenntnis gäbe.

Zumindest eine Ahnung dürfen und sollen wir haben: Im Herzen gibt es eine Ahnung von der Ewigkeit und von Gott; im Zentrum der Person, wo es um die Identität des Menschen geht, um seine Selbstfindung – dort gibt es eine begrenzte Gotteserkenntnis, so viel wie nötig ist, um gut und sinnerfüllt leben zu können. Auch als Christen müssen wir uns immer wieder klarmachen: Wir sind nicht im Besitz der Wahrheit, wir können und müssen nicht erst alle Fragen des Glaubens und Lebens und der Theologie beantwortet haben, bevor wir zufrieden sind und

uns des Lebens freuen dürfen. Wie sagt der Engel in der Weihnacht: Siehe, ich verkündige euch große Freude. Er sagt nicht: Ich verkündige euch große Probleme und schwierige existenzielle Fragen, die ihr jetzt alle lösen und beantworten könnt – und müsst.

Als Neutestamentler muss ich hier vor allem an den Apostel Paulus denken. Im 11. Kapitel seines Römerbriefes versucht er die für ihn wohl drängendste und zugleich schwierigste Frage zu beantworten, warum denn sein eigenes Volk sich mehrheitlich fern von Jesus Christus hält. Aufgrund eines ihm offenbarten „Geheimnisses“, wie er es nennt (Röm 11,25), erkennt er diese Ferne Israels als notwendige Phase der Heilsgeschichte, damit die Nichtjuden und schließlich auch Israel selbst den Zugang zum göttlichen Erbarmen finden.

Diese „Lösung“ ist theologisch äußerst tiefgründig und hat auch durchaus etwas intellektuell Befriedigendes: Tiefer in die Wege Gottes einzudringen, als Paulus es hier gelingt, ist nicht möglich. „O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes!“ Und dennoch fügt der Apostel die Worte an: „Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen?“ (Röm 11,33-34). In ganz besonderer Weise ist hier einem Menschen die Ewigkeit ins Herz gelegt worden – und doch weiß der Apostel mit dem Prediger: Eine letzte Tiefe der Erkenntnis Gottes ist ihm verwehrt; der Mensch kann das Werk, das Gott tut, nicht ergründen (Koh 3,11). Das macht nicht nur demütig, es hat auch etwas Beruhigendes und Befreiendes: Die Lebensfreude hängt nicht von der Beantwortung der sog. letzten Fragen ab. Im Gegenteil: Sie hängt von der Einsicht in die Begrenztheit unserer Erkenntnis ab. Lassen wir es also auch einmal gut sein mit unserer Theologie und Philosophie!

Mit dem Neuen Testament möchte ich sogar noch einen Schritt weitergehen: Ist nicht die daraus resultierende Gelassenheit sogar mit dem Glauben selbst identisch – oder zumindest ein wichtiger Aspekt davon? Von der griechischen Wortbedeutung her meint Glauben so viel wie Zutrauen und Zuversicht zu Gott, das Sich-Gründen in ihm und die Festigkeit und Stabilität, die man daraus gewinnt. Dem entspricht als die angemessene menschliche Haltung Festigkeit, Treue und Loyalität gegenüber Gott. Ein solcher Glaube muss nicht selbstquälerisch und zweifelnd beständig danach fragen, ob er auch genug ist! Ein solcher Glaube ist auch nicht in erster Linie an den Inhalten des Glaubens orientiert, sondern er ist eine bestimmte Grundhaltung – eine Haltung der Festigkeit und Gelassenheit. Wir kennen alle die Frage angesichts der Inhalte unseres Glaubensbekenntnisses, das wir jeden Sonntag im Gottesdienst sprechen: Muss ich das alles glauben? – Wer so fragt, hat noch nicht wirklich verstanden und erfahren, was Glauben im Sinne unserer Beschreibung ist – und ich denke auch im Sinne des Predigers (auch wenn er den Begriff hier nicht gebraucht, sondern eher von der Gottesfurcht spricht). Gerade evangelisches Christentum steht in der Gefahr, gerade wegen der großen

und berechtigten Bedeutung des Glaubens, dass der Glaube am Ende selbst zum Werk, zum Krampf und zum Kampf wird – zu einer „Leistung“, die man einfach nicht „bringen“ kann.

Nein, wahrer Glaube bedeutet Gelassenheit sogar gegenüber dem eigenen Glauben und seinen Zweifeln. Er bedeutet nämlich nicht Starrheit und Enge, er ist kein Für-Wahr-Halten ewig gültiger Sätze, er muss nicht notwendig erlebt oder gefühlt werden, sondern er ist eine Grundhaltung des Festhaltens an Gott und der zuversichtlichen Gelassenheit, die selbst noch den eigenen Unglauben zu unterfangen vermag.

Nur scheinbar habe ich mich damit von unserem Textabschnitt entfernt. Ich möchte den Prediger vielmehr zum Kronzeugen aufrufen für diese Art des Glaubens. Denn als gelassener Glaube geht er aus derselben „Mischung“ aus Gotteserkenntnis, Gottesfurcht und Einsicht in die eigenen Grenzen hervor, aus denen sich auch Gelassenheit und Lebensfreude des Predigers speisen. Gelassenheit spricht auch aus dem letzten Vers, der die vielleicht schwierigste Aussage unseres Textes bietet (V. 15): „Was geschieht, das ist schon längst gewesen, und was sein wird, ist auch schon längst gewesen; und Gott holt wieder hervor, was vergangen ist.“ Ich halte diese Aussage für sehr aktuell. Es ist sicher nicht gemeint, dass Gott diese Pandemie „hervorgeholt“ hat, weil er uns damit strafen will. Welch schrecklicher Unsinn wäre das – wo eine solche Pandemie doch vor allem die „Falschen“ trifft, diejenigen, die sowieso schon die Opfer sind: Kranke, Alte, Arme, Schwache, Flüchtlinge, Regionen mit schlechten Gesundheits- und Hygienebedingungen... Aber es ist sehr wohl damit gemeint, dass solche Pandemien die Geschichte der Menschheit schon immer begleitet haben und auch weiterhin begleiten werden. Ich persönlich kann das Gerede vom epochalen Einschnitt nicht mehr hören – dass danach nichts mehr so sein wird wie vorher. Das haben wir schon bei Tschernobyl, beim Fall der Mauer und bei Nine-eleven gehört. Der Prediger weiß es besser: Bleibt gelassen, meint er, haltet den Ball flach; was geschieht, das ist schon längst gewesen; alles hat seine Zeit – auch Pandemien und Sterben haben ihre Zeit, so schmerzlich und furchtbar es auch ist; es geschieht nichts Neues unter der Sonne (Koh 1,9; 3,1-2.15). Nach der Krise wird bald alles wieder so sein wie vorher (fürchte ich); und wirklich hinzugelernt haben die Menschen aus den Katastrophen ihrer Geschichte nur selten. Trotzdem ist es natürlich gut und richtig, dass viele Menschen ins Nachdenken gekommen sind, dass sie Solidarität beschwören und plötzlich wieder unser funktionierendes Staatswesen zu schätzen wissen.

Und gerade glaubenden Menschen steht es gut an danach zu fragen, wie sie mit der Krise umgehen sollen, welche Konsequenzen für die Zukunft daraus zu ziehen sind, ob es anschließend noch mehr klimaschädliche Autos geben wird als vorher (die Autolobby steht schon in den Startlöchern!) – und ja: ob man die Krise nicht auch als einen Weckruf an eine allzu sehr nach Sicherheit, Effizienz und eigener

Stärke trachtende Gesellschaft verstehen kann; als einen Weckruf zu mehr Gelassenheit und Lebensfreude angesichts der unvermeidlichen Grenzen unseres Strebens und Erkennens, die uns jetzt in ganz besonderer Weise wieder bewusst werden.

Einen Schritt möchte ich (mit dem Alten Testament) über den Prediger hinausgehen – in seiner Perspektive auf die Beständigkeit alles Geschaffenen und die beständige Wiederholung des Gleichen. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne? – Solange diese Schöpfung und diese Sonne bestehen: ganz sicher. Aber jenseits davon erwartet der Glaube einen neuen Himmel und eine neue Erde, wie der Prophet sagt (Jes 65,17); oder – um es mit dem Neuen Testament zu sagen: die endgültige Entmachtung aller Mächte, Gewalten und Gefahren, auch der Krankheiten und des Todes, im Reiche Gottes.

Weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges
kann uns scheiden von der Liebe Gottes: Röm 8,31-38

Prof. Dr. Hermut Löhr

03. Mai 2020, Jubilate

Liebe Schwestern und Brüder,

wenn wir im Rahmen der Predigtreihe dieses Semesters über die hohe Kunst der Gelassenheit nachdenken, kommen wir an Eckhart von Hochheim, besser bekannt als Meister Eckhart, nicht vorbei. Denn wahrscheinlich wurde das Wort „Gelassenheit“ selbst von ihm geprägt.

Ende des 13. Jahrhunderts schreibt Eckhart, damals Prior des Dominikanerklosters in Erfurt, in mittelhochdeutscher Sprache an Mitglieder seiner Mönchsgemeinschaft kurze Stücke der Unterweisung und der Lebenskunst, vielleicht hervorgegangen aus abendlichen Gesprächen im Konvent. Sie sind jetzt in den „Reden der Unterweisung“ gesammelt. Eckhart ruft seinen Brüdern in Christus zu:

„Darum fang zuerst bei dir selbst an und lass dich! Wahrhaftig, fliehst du nicht zuerst dich selbst, wohin du sonst fliehen magst, da wirst du Hindernis und Unfrieden finden, wo immer es auch sei. [...] Fürwahr, ließe ein Mensch ein Königreich oder die ganze Welt, behielte aber sich selbst, so hätte er nichts gelassen. Lässt der Mensch aber von sich selbst ab, was er auch dann behält, sei's Reichtum oder Ehre oder was immer, so hat er alles gelassen.“¹

Gelassenheit, wie sie der große Mystiker und Theologe empfiehlt, ist also etwas deutlich anderes, als wir wohl gewöhnlich mit dem Begriff verbinden: Entspannung, mentale Ruhe, Gleichmut, „gechillt“ oder „relaxt sein“.

Gelassenheit – das meint in der Perspektive dieses Ratschlags das Loslassen von sich selbst, das Fahrenlassen der „äußeren Dinge“, und nach Eckhart sind dies keineswegs bloß materielle Güter, sondern die „äußeren Dinge“ finden sich „an Stätten oder in Weisen, bei Leuten oder in Werken, in der Fremde oder in Armut oder in Erniedrigung“. Ein gelassener Mensch hat sich selbst gelassen, und daher der Ratschlag: „Lass dich! Wo du dich findest, da lass von dir ab, das ist das Allerbeste.“ Die richtige Resonanz auf solchen Ratschlag steht im Neuen Testament, wenn Petrus auf den Ruf in die Nachfolge antwortet: „Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“ (Mt 19,27), oder in der Bergpredigt: „Selig sind die Armen im Geist“ (Mt 5,3), und Eckhart ergänzt: „das heißt – an Willen“.

¹ Die zitierten Übersetzungen der Werke Meister Eckeharts sind allesamt entnommen aus: Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate. Hg. und übs. von Josef Quint, Zürich 1979. Die Rechtschreibung wurde angepasst.

Was mir diese Zeilen des Eckhart so sympathisch macht: Sie sind als lebenskluger Ratschlag gemeint; sie treten nicht im Gewand großer Theologie auf, sie wollen keine theologische oder moralische Lehre sein, die vom Wohlergehen des Menschen absieht, sie wollen helfen zum Leben. Und so denke ich auch: Theologie und Predigt, die das nicht tun, sind für die Katz’.

Ja, die „Unterweisungen“ des Eckhart sind an Mönche gerichtet, aber das macht sie nicht zu „evangelischen Ratschlägen“, nicht zu Lehren bloß für die Eingeweihten und Geweihten und Perfekten allein. Sie sind für unser aller Ohren und Herzen geeignet.

Eckhart spricht nicht vom „gelassen sein“ als Einstellung, sondern er spricht vom „sich lassen“ als Handlung und als stetiges Training: „Du musst wissen,“ schreibt er, „dass sich noch nie ein Mensch in diesem Leben so weitgehend gelassen hat, dass er nicht gefunden hätte, er müsse sich noch mehr lassen.“

Mit dem Sich-Lassen wird man nicht fertig, da geht immer noch mehr. Und dann folgen Zeilen, die wohl alle Liebhaber Erich Fromms erfreuen könnten: „Die Leute brauchten nicht so viel nachzudenken, was sie tun sollten; sie sollten vielmehr bedenken, was sie wären.“ Gelassenheit, so verstanden, verweist weg von unserem Tun, hin auf unser Sein: „Nicht gedenke man Heiligkeit zu gründen auf ein Tun; man soll Heiligkeit vielmehr gründen auf ein Sein, denn die Werke heiligen nicht uns, sondern wir sollen die Werke heiligen“.

Oder doch nicht Erich Fromm, sondern eher Martin Luther? Wer sich lässt, der wird ein anderer Mensch. Er sieht nicht nur ab von etwas, er lässt sich nicht nur ablenken für ein paar Stunden, er macht nicht nur etwas Pause vom Alltag, sondern er räumt auf in sich, er schafft Platz für anderes und Neues.

Und hier, in einem konkreten Lebensratschlag, kommt dann auch die Rede von Gott, die Theologie, bei Meister Eckhart ins Spiel: „Es ist ein gleichwertiger Austausch und ein gerechter Handel: So weit du ausgehst aus allen Dingen, so weit, nicht weniger und nicht mehr, geht Gott ein mit all dem Seinen. Da findest du wahren Frieden und nirgends sonst.“ Ein fröhlicher Wechsel, wie Martin Luther sagen wird, und wie es schon der Apostel Paulus gesehen hat. Was ist zu gewinnen? Etwas Glück und Erholung? Viel Ruhm und Ehre? Nein, nicht mehr und nicht weniger als der Frieden unserer Seele. Also, liebe Schwester, lieber Bruder: „Laß dich!“

* * *

Unter dem Vorzeichen der Eckhartschen Gelassenheit können wir nun auch den Text hören, der in unserer Predigtreihe für diesen Sonntag vorgeschlagen ist. Es klingt wie der Jubelruf eines Gelassenen - und immer mehr Gelassenen -, was der Apostel Paulus an die Christus-Gläubigen in Rom schreibt:

„Was wollen wir nun hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Der auch seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus Jesus ist hier, der gestorben ist, ja mehr noch, der auch auferweckt ist, der zur Rechten Gottes ist und für uns eintritt.

Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Wie geschrieben steht (Psalm 44,23): »Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.«

Aber in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Römer 8,31-38)

Nun, das sind nicht freundliche und kluge Belehrungen im Refektorium eines Erfurter Klosters; das ist die Summe eines leidenschaftlichen Lebens, irgendwo auf Reisen skizziert, die Summe eines Lebens mit vielen Konflikten und Kämpfen, mit manchen Brüchen. Und doch können wir Paulus durch Eckhart besser verstehen, näher an uns selbst heranlassen, und auch Eckhart verstehen wir noch besser, wenn wir Paulus mitlesen.

Wir sprachen ja schon von dem „fröhlichen Wechsel“, den Eckhart skizziert und den Luther bei Paulus ausgesagt findet. Und wir finden in den Unterweisungen des Eckhart eine Auslegung und Anverwandlung dessen, was Paulus mit seiner Rede von der Gerechtigkeit Gottes für den Menschen meint: „Bist du gerecht, so sind auch deine Werke gerecht. Nicht gedenke man Heiligkeit zu gründen auf ein Tun; man soll Heiligkeit vielmehr gründen auf ein Sein, denn die Werke heiligen nicht uns, sondern wir sollen die Werke heiligen.“ Das ist nicht Paulus (wirklich nicht!), sondern Meister Eckhart!

Die Einsicht des Paulus, die hier im achten Kapitel des Römerbriefes, nach einer langen theologischen Argumentation, fast triumphal erschallt, diese Einsicht ist die Summe seiner Theologie und seines Lebens – eine Theologie ohne Lebenserfahrung gibt es für Paulus nicht. Sie preist - sicher vielfach aus Erfahrung, gewiss aber auch viel auf Hoffnung hin - einen jubelnden Seelenfrieden, trotz aller eigenen Zweifel und Anfechtungen, trotz aller Bedrängnisse von außen.

Dieser Seelenfrieden, diese Gelassenheit, ist so groß, dass er wirklich alles lassen kann: nicht nur die äußeren Dinge, die sich finden „an Stätten oder in Weisen, bei Leuten oder in Werken, in der Fremde oder in Armut oder in Erniedrigung“, nicht bloß jede „andere Kreatur“ sollen und können wir lassen, sondern auch „Mächte

und Gewalten“, einschließlich unserer lieben Engel oder unserer bösen Dämonen und Süchte, Hohes und Tiefes, Himmlisches und Abgründiges, Schönes und Hässliches, den Kosmos der Gegenwart wie die Welt der Zukunft, ja unser jetziges Leben und unseren künftigen Tod, den wir fürchten.

Puh, das ist viel, vielleicht zu viel für unsere arme, unruhige Seele, die so gelassen nicht immer und vielleicht gerade heute nicht sein kann. Paulus jubelt und preist, aber das ist, so will es mir scheinen, im Römerbrief nicht der Ausdruck einer plötzlichen Eingebung, einer Schrift gewordenen Ekstase, sondern es ist die Summe eines langen, leidenschaftlichen Lebens und Nachdenkens über „Gott und die Welt“. Was der Apostel, ausgehend von seiner Damaskus-Erfahrung, in Gesprächen mit den Schülern Jesu von Nazareth, in Diskussionen mit Mit-Christen und Philosophen, und nicht zuletzt im immer wieder neuen Studium der heiligen Schriften Israels, was Paulus in diesen langen Jahren einer mit Leidenschaft geführten geistigen und geistlichen Existenz erkennt, ist doch dies: In der Gestalt Jesu, in seinem Tun und Leiden, in seinem Leben und Sterben, strahlt eine Vorstellung von Gott auf, die den Namen der kosmischen Liebe verdient und der wir uns ganz überlassen könnten. Anders als so ist die Rede von Gott nicht sinnvoll und nicht hilfreich. Also: Lass Dich! Lass von dir ab, das ist das Allerbeste!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird unsere Herzen und Sinne bewahren in Christus Jesus. Amen

Ich aber will singen: Ps 59,17f

Prof. Dr. Wolfram Kinzig

10. Mai 2020, Kantate

Psalm 59 in der Fassung der Einheitsübersetzung

1 Für den Chorleiter. Nach der Weise Verdirb nicht! Ein Miktam-Lied Davids. Als Saul hinschickte und man das Haus bewachte, um ihn zu töten.

2 Entreiß mich meinen Feinden, mein Gott, beschütze mich vor meinen Gegnern!

3 Entreiß mich denen, die Unrecht tun, vor blutgierigen Männern rette mich!

4 Denn siehe: Sie lauerten mir auf, Mächtige greifen mich an. An mir, HERR, ist kein Frevel und keine Sünde.

5 Ich bin ohne Schuld. Sie aber stürmen vor und stellen sich auf. Wach auf, komm mir entgegen und sieh doch!

6 HERR, du Gott der Heerscharen, Gott Israels, wach auf, such heim alle Völker, sei keinem gnädig, der treulos Unrecht tut! [Sela]

7 Am Abend kommen sie wieder, sie kläffen wie Hunde, umkreisen die Stadt.

8 Siehe, sie geifern mit ihrem Maul, Schwerter sind auf ihren Lippen: Wer wird es schon hören?

9 Du aber, HERR, lachst über sie, du spottest über alle Völker.

10 Meine Stärke, an dich will ich mich halten, denn Gott ist meine schützende Burg.

11 Mein huldreicher Gott kommt mir entgegen; Gott lässt mich herabsehen auf meine Gegner.

12 Töte sie nicht, damit mein Volk nicht vergisst. In deiner Macht zerstreue sie, wirf sie nieder, HERR, du unser Schild!

13 Sünde ist in ihrem Mund jedes Wort ihrer Lippen, sie sollen sich in ihrem Hochmut verfangen wegen des Fluchs und der Lüge, die sie reden.

14 Vernichte sie im Zorn, vernichte und sie sind nicht mehr da! Sie sollen erkennen, dass Gott in Jakob Herrscher ist und bis an die Enden der Erde. [Sela]

15 Am Abend kommen sie wieder, sie kläffen wie Hunde, umkreisen die Stadt,

16 sie streunen umher, gierig nach Fraß, werden sie nicht satt, dann knurren sie.

17 Ich aber will deine Stärke besingen, über deine Huld jubeln am Morgen, denn du wurdest mir zur schützenden Burg, eine Zuflucht am Tag meiner Bedrängnis.

18 Meine Stärke, dir will ich singen und spielen, denn Gott ist meine schützende Burg, er, mein huldreicher Gott.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Ich begrüße Sie zu dieser Andacht am Sonntag Kantate mit dem Wochenspruch aus Psalm 98,1: „Singet dem HERRN ein neues Lied, denn er tut Wunder.“ Der Sonntag Kantate ist in besonderer Weise dem Gesang gewidmet – und Gesang zum Lobe Gottes soll auch Thema dieser Andacht sein.

Ich lade Sie ein zum Gebet:

Herr,

an diesem Sonntag ist vielen von uns nicht nach Singen zumute.

Die Sorge um uns, um unsere Liebsten, die Sorge um die Gesundheit der Menschen auf der ganzen Welt treibt uns weiterhin um und bedrückt uns.

Herr, wir bitten dich:

Nimm diese Sorge von uns. Nimm von uns die Dunkelheit in unseren Herzen und die Blindheit für Deine Gegenwart von unseren Augen. Schenke uns die Gewissheit, dass Du da bist und uns auch in schwierigsten Zeiten beistehst, jetzt und allezeit.

Amen.

Singen Sie zu Hause mit aus dem Choral 372 im Evangelischen Gesangbuch „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, die Strophen 1 bis 3:

- 1) *Was Gott tut, das ist wohlgetan,
es bleibt gerecht sein Wille;
wie er fängt seine Sachen an,
will ich ihm halten stille.
Er ist mein Gott, der in der Not
mich wohl weiß zu erhalten;
drum lass ich ihn nur walten.*
- 2) *Was Gott tut, das ist wohlgetan,
er wird mich nicht betrügen;
er führet mich auf rechter Bahn;
so lass ich mir genügen
an seiner Huld
und hab Geduld,
er wird mein Unglück wenden,
es steht in seinen Händen.*
- 3) *Was Gott tut, das ist wohlgetan,
er wird mich wohl bedenken;
er als mein Arzt und Wundermann
wird mir nicht Gift einschenken
für Arznei;
Gott ist getreu,
drum will ich auf ihn bauen
und seiner Güte trauen.*



Foto: <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=49881794>

Liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, Leserinnen und Leser, liebe Schwestern und Brüder,

mit der Burg, die Sie im Bild sehen können, wenn Sie die entsprechende Datei oder den Lesetext dieser Andacht öffnen, verbindet meine Familie eine besondere Geschichte. Es ist die Ebernburg im Nahetal bei Bad Kreuznach, die alte Burg des Franz von Sickingen. Lange Zeit sind wir einmal im Jahr im Sommer eine Woche dorthin gefahren, in die dortige Evangelische Familienferien- und Bildungsstätte: Meine Frau und ich und unsere beiden Kinder. Dort haben wir befreundete Kolleginnen und Kollegen getroffen, teilweise auch mit Ehepartnern und Nachwuchs, und haben eine Woche lang an einem großen Forschungsprojekt gearbeitet. Meine Kinder freuten sich immer darauf, in der Burg herumzurennen, Geheimgänge aufzuspüren und auf dem leider nicht mehr existierenden Spielplatz unterhalb der Burgbrücke die Rutsche zu benutzen. Von unserem Arbeitsraum aus blickten wir in einer fantastischen Aussicht hinunter ins Tal, dorthin, wo die Alsenz in die Nahe mündet und wo der Kurort Bad Münster am Stein liegt, und dann über das Tal hinweg auf die gegenüberliegende Burg Rheingrafenstein, die dort in atemberaubender Weise auf einem steilen Felsen thront.

Nach getaner Arbeit haben wir abends Scrabble und Uno gespielt und uns über Gott und die Welt unterhalten. An manchen Tagen haben wir uns auch die Zeit genommen, um die wunderschöne Umgebung auf langen Wanderungen zu erkunden. So wurde die Burg über die Jahre ein ganz fester Punkt in unserem familiären Kalender. Die Ebernburg war und ist für uns vier ein kleines Stück Heimat, und wir haben es sehr bedauert, als das Projekt vor einigen Jahren zu Ende ging. Noch heute, nachdem unsere Kinder schon längst erwachsen sind, fahren meine Frau und ich immer wieder einmal dorthin. Im letzten Jahr konnte ich auch unsere Fakultät davon überzeugen, dort unser alljährliches Blockseminar abzuhalten – die Resonanz war sehr positiv.

Klar, es ist ja auch eine richtige Burg – mit Türmen, meterdicken Mauern und schmalen Schießscharten und mit einem Burghof, in dessen Mitte sich ein tiefer Brunnen befindet. Wenn das große Tor verrammelt ist, kommt hier keiner so leicht hinein.

Auch in unserem heutigen Predigttext geht es um eine Burg. Ich lese aus Psalm 59 die Verse 17 und 18 nach der Einheitsübersetzung:

17 Ich aber will deine Stärke besingen, über deine Huld jubeln am Morgen, denn du wurdest mir zur schützenden Burg, eine Zuflucht am Tag meiner Bedrängnis.

18 Meine Stärke, dir will ich singen und spielen, denn Gott ist meine schützende Burg, er, mein huldreicher Gott.

In diesen Versen ist Gott eine schützende Burg, ein Zufluchtsort, was bei dem Verfasser dieser Zeilen begeisterten Jubel auslöst. Die Sätze kommen einigermaßen überraschend. Denn Psalm 59, den ich Ihnen am Anfang in voller

Länge abgedruckt habe, hatte ganz düster begonnen und einige merkwürdige Wendungen genommen. Der Beter hatte verzweifelt zu Gott gerufen und ihn angefleht, ihn von seinen Feinden zu erretten. Er hatte in drastischen Worten deren Vernichtung gefordert, dann diese Forderung wieder zurückgenommen, nur um sie wenig später wieder zu erneuern. Doch kommt nun zum Schluss die entscheidende Wende:

17 Ich aber will deine Stärke besingen, über deine Huld jubeln am Morgen, denn du wurdest mir zur schützenden Burg, eine Zuflucht am Tag meiner Bedrängnis.

18 Meine Stärke, dir will ich singen und spielen, denn Gott ist meine schützende Burg, er, mein huldreicher Gott.

Lassen wir heute einmal außen vor, wie der Psalmist mit seinen Widersachern umgehen möchte. Das klingt streckenweise nach wilden Rachephantasien. Das, was mich an diesem Text fasziniert, ist die Wendung am Schluss. Die Rachegefühle schlagen plötzlich um in ein Gotteslob. Der Beter möchte fröhlich jubeln, singen und spielen wegen der Hilfe, die ihm Gott gewährt hat. Gott ist eine Burg, die ihn vor den Feinden schützt. Das klingt plötzlich nicht mehr nach düsterer Vergeltung, sondern nach hellem Vertrauen, Vertrauen in Gottes Macht und in sein Handeln: Was Gott tut, das ist wohlgetan, / es bleibt gerecht sein Wille.

Was mag mit dem Beter passiert sein? Was hat diese Änderung seines Sinns, den Umschwung von dem Ruf nach härtester Strafe für die Feinde zum Jubel über die Huld Gottes ausgelöst? Der Psalm verrät es uns nicht – oder? Ein kleiner Hinweis verbirgt sich vielleicht in der Überschrift, wo es heißt: „Als Saul hinschickte und man das Haus bewachte, um ihn [David] zu töten“ (Vers 1). Das spielt an auf König Davids dramatische Flucht vor Saul. David hatte sich in einem Haus vor den Schergen Sauls, die ihn töten sollten, versteckt. Seine Frau Michal warnte ihn jedoch vor den herannahenden Feinden, und half ihm, sich durch das Fenster abzuseilen und so in Sicherheit zu bringen (1 Samuel 19,10-12). Aber dieser Hinweis hilft uns nicht wirklich weiter, denn das ist ein nachträglicher Deutungsversuch, der diesem Psalm vorangestellt wurde.

Darf man annehmen, dass eine heilsame Erfahrung - ähnlich der, die David erfahren durfte - die Angst, Verzweiflung und die Wut besänftigt hat? Dass der Beter Gott preist, weil Gott ihm seine Hilfe tatsächlich erwiesen hat? Wir wissen es nicht. Nur eines wissen wir: Für den Psalmisten ist Gott eine Burg. In eine Burg, eine ummauerte Festung hat sich früher die Landbevölkerung geflüchtet, wenn Feinde kamen. Eine Burg bietet Schutz vor Unbill. Wer sich darin aufhält, darf sich sicher fühlen, geborgen unter dem Schutz des Burgherrn.

Die drastischen Rachephantasien unseres Psalmisten, die den Jubelversen vorausgehen, sollten und dürfen wir uns nicht zu eigen machen. Gott, wie wir ihn aus dem Alten wie dem Neuen Testament kennen, ist kein Gott der Rache, der im Zorn vernichtet, sondern er ist ein langmütiger, liebender Gott: „Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte“, heißt es in Psalm 103,8 (vgl.

145,8). Glücklicherweise gibt es in unserem Land auch eine innere Ordnung, die uns vor körperlichen Angriffen recht gut schützt und die gewaltsame Durchsetzung des Rechtes des Stärkeren verhindert.

Aber das heißt wiederum nicht, dass wir uns nicht mehr von Feinden bedroht fühlen: Gerade in diesen Tagen spüren wir das sehr deutlich. Lebensbedrohung geht nicht nur von Feinden im Krieg oder von Verbrechern aus – eine Erfahrung, die Gottseidank nicht viele von uns machen müssen. Unser Leben kann aber auch von anderen Feinden bedroht sein: von Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Dürren; von Krankheiten, die durch Viren und Bakterien ausgelöst werden oder bei denen man gar keine Ursache kennt. Der Feind kann auch unsere Seele bedrohen.

Kann uns Gott in diesen Situationen eine Burg sein? Seine Gegenwart ist uns manchmal verborgen – dann, wenn das Leid der Welt auf uns einstürzt. Warum? Verhüllt er sein Haupt, oder sind wir blind geworden? Ich weiß es nicht. Aber die Erfahrung vieler hundert Jahre, die in den Schriften des Alten wie Neuen Testaments aufbewahrt ist, zeigt uns auch: Gottes Macht bleibt nicht verborgen. Sie wird wieder offenbar. Und dann zeigt sich Gott in seiner gnädigen Gegenwart. Dann öffnet er die Türen so weit, dass wir alle hineinströmen können in seine Festung, die uns Schutz und Heimat schenkt.

Diese Erfahrung der göttlichen Gegenwart ist die Burg, von der der Psalm spricht. Sie schützt in manchmal unerwarteter Weise. Als einst der römische Kaiser versuchte, dem Kirchenvater Ambrosius in Mailand die Kirche wegzunehmen und sie von Soldaten umstellen ließ, versammelte der Bischof seine Gemeinde in der Basilika und ließ die Gläubigen gemeinsam so lange Hymnen gegen die Angst singen, bis der Kaiser schließlich sein Vorhaben aufgab und die Wachen wieder abzog. Die Kirche wurde zur Burg, das Lied wurde zur unblutigen Waffe gegen den Feind.

Wir können in diesen Wochen leider überhaupt nicht oder doch nur in sehr beschränkter Form *gemeinsam* Hymnen in einer Situation der Verunsicherung und auch der Bedrohung singen. Aber Christen lassen sich selbst dann nicht einschüchtern, wenn Gottesdienst ausnahmsweise nicht möglich ist. Das Christentum hat Zeiten schlimmster Bedrängnis und Verfolgung durch äußere Feinde überlebt, Zeiten, in denen gemeinsame Gottesdienste den sicheren Tod bedeutet hätten, und es ist manchmal sogar noch gestärkt daraus hervorgegangen. Denn gemeinsamer Gottesdienst ist wichtig – aber Gott öffnet sich nicht nur den zum Gottesdienst versammelten Gemeinden, er öffnet sich auch denen, die sich einzeln an ihn wenden – jederzeit und überall.

Auch dafür gibt uns der Psalmbeter einen Hinweis: Er ist sich nämlich sicher, dass Gott Herrscher ist bis an die Enden der Erden (Vers 14). Das meint: Gott ist überall gegenwärtig.

Er ist da, wenn wir fröhlich sind.
Er ist da, wenn wir uns niedergeschlagen fühlen.
Er ist gegenwärtig in der Freude und im Leiden.

Wie können wir diese Erfahrung seiner Gegenwart machen, wenn gemeinsamer Gottesdienst gar nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich ist?

Was uns bleibt, ist zum einen das Gebet. Beten kann man auch allein oder im kleinen Kreis. Wer regelmäßig betet, weiß, dass durch Gebet das Vertrauen in Gottes Hilfe und die Erfahrung seines Beistands wachsen kann – so wie es unserem Psalmbeter möglicherweise ergangen ist.

Zum anderen bleibt uns aber auch der Gesang. Gerade in den letzten Wochen haben sich die Menschen von Balkon zu Balkon Mut zu gesungen. Im Internet kam es zur Bildung virtueller Chöre. Aber man braucht dazu weder Balkone noch Internet. Barbara Loose hat es uns in dem Choral, den Sie auf der Audiodatei hören können, vorgemacht. Singen - egal ob gemeinsam oder allein - ist ein Ausdruck von Lebensfreude, so wie sich unser Beter, nachdem er seine Angst und seine Wut abgelegt hat, seines Lebens erfreuen kann:

17 Ich aber will deine Stärke besingen, über deine Huld jubeln am Morgen, denn du wurdest mir zur schützenden Burg, eine Zuflucht am Tag meiner Bedrängnis.

18 Meine Stärke, dir will ich singen und spielen, denn Gott ist meine schützende Burg, er, mein huldreicher Gott.

Ich lade Sie ein, Gott noch einmal zu besingen mit den Strophen 4 bis 6 aus dem bereits begonnenen Choral „Was Gott tut, das ist wohlgetan“.

- 4) *Was Gott tut, das ist wohlgetan,
er ist mein Licht und Leben,
der mir nichts Böses gönnen kann;
ich will mich ihm ergeben
in Freud und Leid,
es kommt die Zeit,
da öffentlich erscheint,
wie treulich er es meinet.*
- 5) *Was Gott tut, das ist wohlgetan;
muss ich den Kelch gleich schmecken,
der bitter ist nach meinem Wahn,
lass ich mich doch nicht schrecken,
weil doch zuletzt
ich werd ergötzt
mit süßem Trost im Herzen;
da weichen alle Schmerzen.*
- 6) *Was Gott tut, das ist wohlgetan,
dabei will ich verbleiben.
Es mag mich auf die raue Bahn
Not, Tod und Elend treiben,
so wird Gott mich ganz väterlich*

*in seinen Armen halten;
drum lass ich ihn nur walten.*

Wir beten:

Gott, Du bist unsere schützende Burg. Deine Mauern lassen uns in Frieden leben.

Wir bitten: Öffne Deine Tore weit, für alle Menschen, die in Not sind, die von inneren und äußeren Feinden bedrängt werden:

für die Kranken,

für die, die nicht wissen, wie sie durch die gegenwärtige Krise kommen sollen,

für die Opfer von Verbrechen, Krieg und Gewalt,

für die Niedergeschlagenen und Trauernden.

Lass sie einziehen in Deine Burg und dort Hilfe, Trost und Heimat finden.

Wir beten, wie Du uns gelehrt hast:

Vater unser im Himmel,
geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft

und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

Wir bitten um Deinen Segen:

Es segne uns und behüte uns Gott, der Allmächtige und der Barmherzige, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Amen.

Worum beten wir?: Koh 4,17-5,8

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

17. Mai 2020, Rogate

(Eingangsgebet) Da bin ich, habe mir Zeit genommen, lasse die Gedanken wandern. Ich nehme wahr, was mir durch den Sinn geht, komme aus einer Woche voller Corona-Nachrichten, trage, wo's sein muss, die Maske, frage mich, wie es anderen gehen mag, die ich lange nicht mehr gesehen habe, nicht mit Handschlag begrüßen oder umarmen durfte. Kein Gottesdienst auch, den ich zusammen mit andern wie sonst feiern durfte. Ich nehme das alles mit und lege es vor dich, Gott.

[Saxophon: „Morning has broken“]²

Im Kreis des Kirchenjahres trägt der Sonntag am 17. Mai 2020 den Titel „Rogate“ – also auf deutsch: „betet!“ In diesen besonderen Zeiten ist auch das Beten davon mitbetroffen, dass vieles so anders ist. „Not lehrt beten“ – so behauptet ein bekannter Spruch. Ob das so sei oder nicht, das kann man wohl verschieden sehen. Ich kann es nicht und brauche es nicht zu entscheiden. Aber etwas stimmt wohl in den allermeisten Fällen doch: In der Not wird anders gebetet – und auch das Nicht-Beten ist anders als sonst.

Für die Bonner universitäre Semestergottesdienstreihe über die Gelassenheit waren schon seit Ende des vorigen Semesters Predigttexte vor allem aus dem Buch Kohélet, dem Buch des Predigers, geplant. So auch der Abschnitt für heute. Wer ihn heute liest oder hört, kann sich wohl kaum dem entziehen, ihn mit anderen Augen lesen und anders zu hören – in diesen Zeiten.

Hier sind der letzte Vers des Kapitels sieben und die ersten acht Verse des achten Kapitels:

7,17 Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehst, und komm, dass du hörst. Das ist besser, als wenn die Toren Opfer bringen; denn sie wissen nichts als Böses zu tun. 8,1 Sei nicht schnell mit deinem Munde und lass dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott; denn Gott ist im Himmel und du auf Erden; darum lass deiner Worte wenig sein. 2 Denn wo viel Mühe ist, da kommen Träume, und wo viel Worte sind, da hört man den Toren. 3 Wenn du Gott ein Gelübde tust, so zögere nicht, es zu halten; denn er hat kein Gefallen an den Toren; was du gelobst, das halte. 4 Es ist besser, du gelobst nichts, als dass du nicht hältst, was du gelobst. 5 Lass nicht zu, dass dein Mund dich in Schuld bringe, und sprich vor dem Boten nicht: Es war ein Versehen. Gott könnte zürnen über deine

² „Morgenlicht leuchtet“ (Evangelisches Gesangbuch 455, Melodie: Morning has broken):

1) Morgenlicht leuchtet, rein wie am Anfang. /Frühlied der Amsel, Schöpferlob klingt. / Dank für die Lieder, Dank für den Morgen, /Dank für das Wort, dem beides entspringt.

2) Sanft fallen Tropfen, sonnendurchleuchtet. /So lag auf erstem Gras erster Tau. /Dank für die Spuren Gottes im Garten, / grünende Frische, vollkommnes Blau.

3) Mein ist die Sonne, mein ist der Morgen, /Glanz, der zu mir aus Eden aufbricht! /Dank überschwenglich, Dank Gott am Morgen! / Wiedererschaffen grüßt uns sein Licht!

Worte und verderben das Werk deiner Hände. 6 Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit und viel Gerede; darum fürchte Gott!

7 Siehst du, wie im Lande der Arme Unrecht leidet und Recht und Gerechtigkeit zum Raub geworden sind, dann wundere dich nicht darüber; denn ein Hoher schützt den andern, und noch Höhere sind über beiden. 8 Aber immer ist ein König, der dafür sorgt, dass das Feld bebaut werden kann, ein Gewinn für das Land.

Das Wort „Beten“ findet sich in diesen Bibelversen nicht. Aber mit „etwas zu reden vor Gott“ (V. 8,1) ist die Sache doch benannt. Dabei geht der Horizont, der hier aufgemacht wird, weit hinaus über das, was eindeutig Gebet genannt werden kann. Vor Augen geführt bekommen wir, was wir derzeit nur zu sehr beobachten: wie deutlich - obwohl für alle viel Ungewissheit besteht in dieser global besonderen Situation - der Unterschied zwischen ausgemachter Weisheit und ausgemachter Torheit an die Oberfläche tritt. Und dies, obwohl ja so vieles tatsächlich unklar ist – in den privaten Plänen für die nächsten Monate genauso wie in den Voraussagen von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. Die Ungewissheit auszuhalten, das fällt keinem leicht, wo sie so unübersehbar geworden ist und alle betrifft.

Kohélet lenkt den Blick auf bestimmte Verhaltensweisen, die eigentlich einen gut klingenden Namen haben – damals wie derzeit. Unerwartet ist nur, dass er sie so kritisch sieht.

(1. Opfer bringen)

Da ist das „Opfer bringen“. Damals in der Antike eine ganz gängige und geschätzte religiöse Praxis. Im Tempel opfern; Rauchopfer, Brandopfer vornehmen als Zeichen der Verbundenheit und der Anerkennung, der Zuwendung zu Gott. Und, ja, auch in das Christentum ist dieser Deutungshorizont eingewandert: sich das Christusgeschehen als ein Opfer vor Gott und zum Wohle der Menschen zu denken. In unseren augenblicklichen Zeiten ist besonders offensichtlich, dass Opfer erkennbar wieder gefragt und auch erwartet sind. Opfer von einzelnen – zu unser aller Wohl. Einschneidender Verzicht zugunsten vor allem von andern. Es werden „Helden des Alltags“ geboren. Und: die Opfer tun weh. Sie bestehen darin, Risiken auf sich zu nehmen: gesundheitliche, finanzielle, psychische.

Bei all dem passt es doch eigentlich gar nicht, dass Kohélet auf eine Opferpraxis achtet von solchen Menschen, die er als „Toren“, als „Dumme“ bezeichnet. Opfer sind für ihn demnach nicht an sich gut und die Demonstration von Opferbereitschaft auch nicht und eine Opferroutine und eine nur auf Applaus von anderen ausgerichtete Opferbereitschaft ebenso nicht. Aber: Ein Übermaß an solcherart Opferpraxis ist derzeit auch kaum unser Problem.

Solches Kontrastbeispiel liefert für Kohélet denn auch vor allem die Negativfolie, um das „Opfer bringen“ in einen bestimmten Zusammenhang zu stellen. Und *der* ist, so scheint mir gerade heute, nicht uninteressant. Das, worauf er aufmerksam macht, ist das „komm, dass du hörst“ (V. 7,17). Denn das, das Hören beim Opfer, so sagt er: „das ist besser“ (ebd.). Damit weist er auf das Grundlegende zurück:

Opfer machen Sinn in einer Haltung des Hörens. Sie sind gerechtfertigt dadurch, dass und soweit sie klar einen positiven Unterschied ausmachen für diejenigen, um derentwillen sie geschehen. Es muss gute Gründe für Opfer geben, und der gute Grund besteht in dem Vorteil, der tatsächlichen Hilfe, die ein Opfer für andere bringt. Alles andere, selbstbezügliche Opfer, wären eher törichte Opfer.

Noch eine Ergänzung dazu: Beim Opfern geht es zwar darum, auf andere zu hören und auf sie sich auszurichten. Und doch beginnt der Predigttext mit der Warnung; „Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Tempel gehst.“ (V. 7,17) Pass auch auf dich auf beim Opfern, angesichts von törichten Opfern, die nicht sinnvoll sind. Auf sich selbst zu achten auch beim Opfern ist hier jedenfalls nicht völlig beiseitegeschoben, einen Sinn für Selbstsorge auszuschließen, wenn diese verantwortlich geschieht, dazu sieht Kohélet, der Lehrer der Weisheit, scheint mir, insgesamt keinen Anlass. Es geht beim Opfern zugunsten von anderen nicht darum, sich unbedingt in ein Martyrium begeben zu sollen.

(2. „Versprechen halten“)

Eine zweite Verhaltensweise nimmt Kohélet unter die Lupe: „ein Gelübde tun“ (V 8,3). Kohélet sagt seine Meinung frei heraus: „Es ist besser, du gelobst nichts, als dass du nicht hältst, was du gelobst.“ (V. 8,4) Und im Neuen Testament sieht es so aus, als ob Jesus nach Matthäus 21 mit dem Gleichnis von den zwei ungleichen Söhnen bei Kohélet in die Schule gegangen ist.³ Gegenübergestellt werden da der eine, der dem Auftrag an ihn erst widerspricht und dann ihn doch tut, und der andere, der ihn erst zu tun verspricht, aber sein Versprechen nicht hält. Wir finden da das schließliche Handeln wichtiger als das vorausgehende Versprechen. Also keine leichtfertigen und unehrlichen Versprechen bitte. Die sind töricht – gegenüber Gott wie gegenüber Menschen. Kohélet leitet damit, so scheint mir, zu einer anderen Sicht an: Stehe zu deiner Ohnmacht. Gib darum kein Versprechen in der Kalkulation, sich so aus dem Druck zu befreien; treib keinen Handel mit Gott nach dem Motto: wenn ich ganz brav bin, Gott, dann musst du doch mich retten aus meiner Not, das ist kindlich. Allerdings: Wer traut sich schon, so ehrlich gegenüber sich selbst zu sein – und das auch noch vor anderen? Dazu gleich noch mehr.

[Saxophon: freies Stück]

³ Aus Mt 21: 28 Was meint ihr aber? Es hatte ein Mann zwei Söhne und ging zu dem ersten und sprach: Mein Sohn, geh hin und arbeite heute im Weinberg. 29 Er antwortete aber und sprach: Ich will nicht. Danach aber reute es ihn, und er ging hin. 30 Und der Vater ging zum andern Sohn und sagte dasselbe. Der aber antwortete und sprach: Ja, Herr!, und ging nicht hin. 31 Wer von den beiden hat des Vaters Willen getan? Sie sprachen: Der erste. Jesus sprach zu ihnen: Wahrlich, ich sage euch: Die Zöllner und Huren kommen eher ins Reich Gottes als ihr. 32 Denn Johannes kam zu euch und wies euch den Weg der Gerechtigkeit, und ihr glaubtet ihm nicht; aber die Zöllner und Huren glaubten ihm. Und obwohl ihr's saht, reute es euch nicht, sodass ihr ihm danach geglaubt hättet.

(3. Träume und Gebet)

Werfen wir mit Kohélet einen Blick auf eine dritte Verhaltensweise: „Träume haben“. Hier sind wir doch wohl eindeutig bei etwas Positivem, oder? Kohélet redet ja erkennbar nicht von Albträumen, sondern von den positiven Traumbildern. Was wäre wenn ... Und wie oft wird in der Bibel doch erzählt, dass Gott durch Träume spricht und heraushilft aus den Gefahren: zu dem einen Joseph in Ägyptenland spricht er ebenso und lässt ihn voraussehen wie zu dem anderen Joseph, dem Mann der Maria mit dem kleinen Jesus spricht und warnt. Und es steht ja auch in manchen Schulen therapeutischer Gesprächsführung die Wunderfrage als Mittel hoch im Kurs. Wenn wie im Traum dies passiert: „Stelle dir vor, du wachst eines Morgens auf, und alles ist gut. Woran merkst du das?“

Doch Kohélet schlägt sich mehr auf die Seite derer, die sagen: Träume sind gefährlich. Dabei hebt er gar nicht so sehr auf das Illusionäre ab, dass Träume Schäume seien. Sondern ihm geht es um etwas anderes. Er verknüpft das Problematische an Träumen mit dem Machen von zu vielen Worten. Also mit einem Reden, das so viele Worte macht, weil es schlicht einfach alles Mögliche nennt, was man sich so erträumt und wünscht. Das ist schon gegenüber Menschen nicht besonders hilfreich. Und erst recht auch nicht gegenüber Gott.

Es geht beim Beten nicht darum, möglichst viel und möglichst lange zu beten, möglichst komplett. Das Gebet wird nicht besser dadurch, je mehr man sich wünscht und erträumt. Solches Beten steht in der Gefahr, in - wie Kohélet es nennt - „Eitelkeit und viel Gerede“ abzudriften. Es kreisen dann die Gedanken darum, für sich und bei sich alles Mögliche zu haben. Doch das wäre kein besonders weiterführendes Gebet.

Worum aber lohnt es sich zu beten und Gott zu bitten? Um seine Nähe, um seine Wunder, um Stärkung im Vertrauen, dass Er es wohl machen wird. Um all dies mitten in der eigenen Sorge, die einen im Moment blockiert: Sorge wegen etwas, was du bei dir selbst vermisst. Sorge wegen etwas, wo du siehst, dass es anderen schmerzlich fehlt, auch in der Gesellschaft, oder in der Kirche.

(4. Bitte um Gerechtigkeit)

Eine solche „Sache des Gebets“ wählt Kohélet am Schluss aus und bedenkt sie noch genauer. Ich finde, das ist eine zentrale Auswahl. Ja, in den besonderen Zeiten derzeit, da beten wir vielleicht um Kraft, um Gesundheit, um Ruhe, um Nähe – und dass doch endlich dieser blöde Virus verschwinden möge und alles so wird, wie es im letzten Jahr noch war. Doch ist es nicht noch ein anderes, was uns besonders angreift? Kohélet beschreibt es so: „Siehst du, wie im Lande der Arme Unrecht leidet und Recht und Gerechtigkeit zum Raub geworden sind“? (V. 8,7) Und er verweist auf ein System von egoistischer Ausnutzung von Vorteilen und Ermächtigungen: „Ein Hoher schützt den anderen und noch Höhere sind über beiden.“ (ebd.) Machtansammlungen ohne Rücksicht führen dazu, dass anderen die größte Last in Armut und Unrecht aufgebürdet wird in der Gesellschaft. Sei es

durch „die da oben“ – oder in der populistischen Variante durch welche, die sich als das eigentliche Volk, das eben höher sei als die, die neben ihnen im Land leben, sprich: als die allein Berechtigten stilisieren. Wer am lautesten schreit oder am effektivsten sich die Bälle zuspielt ... Kohélet will in dieser Situation die Torheit solcher Macht des Unrechts von solcherlei nur scheinbar großen Kleinpotentaten aufdecken. Er schreibt dagegen an mit dem Verweis: „Aber immer ist ein König“ (V.8,8). Schon vorher hat er daran erinnert: „Gott ist im Himmel und du auf Erden.“ (V. 8,1) Und dieser eigentliche König regiert anders. Kohélet charakterisiert ihn als einen, „der dafür sorgt, dass das Feld bebaut werden kann“ (V.8,8); der will vom Himmel her einen „ein Gewinn für das Land“ (ebd.), für das Zusammenleben der Menschen auf dem ihnen allen zusammen geschenkten Land, dem einen und einzigen vorhandenen Garten, in dessen Land und Luft und Wasser mit seinen Pflanzen und Tieren wir gärtnern sollen.

An solch ein Vertrauen in die gute Gabe Gottes versuchen wir uns zu erinnern. Um dies Vertrauen beten wir erneut, wenn wir vor Gott unsere Sorgen teilen – dabei mit ziemlich leeren Händen dastehen und uns gehen so manche Torheiten unseres Lebensstils auf, den wir für so absichert hielten.

(Gebet) Geheiligt werde dein Name, Gott; dein guter Wille geschehe; vergib uns unsere Schuld in diesen Tagen; führe uns doch nicht so in Versuchung; gib uns unser täglich Brot – und das, was uns derzeit so schmerzlich zum Leben fehlt, und blick auf die wie in Brasilien, wo ein Gesundheitsminister nach dem anderen entlassen wird, oder nach Bornheim, in die Unterbringung und Bezahlung der Landarbeiter, die den Spargel für uns gestochen haben; erlöse uns von dem Bösen. Und das will ich nicht vergessen: Dein ist das Reich, auf deine Kraft will ich setzen, lass doch trotz allem und in allem deine Herrlichkeit leuchten, allezeit und jetzt. Amen

[Saxophon: zur Melodie von „Vater unser, Vater im Himmel“⁴]

⁴ Evangelisches Gesangbuch Nr. 188, Melodie nach einem indischen Calypso.

Aus Staub ... zu Staub – wer weiß?: Koh 3,16-22

WMA Ann-Kathrin Armbruster

24. Mai 2020, Exaudi

16 Weiter sah ich unter der Sonne: An der Stätte des Rechts war gottloses Treiben, und an der Stätte der Gerechtigkeit war Gottlosigkeit. 17 Da sprach ich in meinem Herzen: Gott wird richten den Gerechten und den Gottlosen; denn alles Vorhaben und alles Tun hat seine Zeit. 18 Ich sprach in meinem Herzen: Es geschieht wegen der Menschenkinder, damit Gott sie prüfe und sie sehen, dass sie selber sind wie das Vieh. 19 Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh: Wie dies stirbt, so stirbt auch er, und sie haben alle einen Odem, und der Mensch hat nichts voraus vor dem Vieh; denn es ist alles eitel. 20 Es fährt alles an einen Ort. Es ist alles aus Staub geworden und wird wieder zu Staub. 21 Wer weiß, ob der Odem der Menschen aufwärtsfährt und der Odem des Viehes hinab unter die Erde fährt? 22 So sah ich denn, dass nichts Besseres ist, als dass ein Mensch fröhlich sei in seiner Arbeit; denn das ist sein Teil. Denn wer will ihn dahin bringen, dass er sehe, was nach ihm geschehen wird?

Liebe Lesende,

zum heutigen Sonntag Exaudi geht es im Anschluss an Kohélet Kapitel 3, Verse 16-22 um die Frage: „Aus Staub... zu Staub – wer weiß?“

Staub ist dem alttestamentlichen Menschen ein guter Bekannter. Das Leben im biblischen Israel kennt viel Wüste, Trockenheit, Sand, Staub, Öde und Unfruchtbarkeit. Staub bedeutet unter anderem genau dies: Unfruchtbarkeit und Tod, oder wenigstens: Lebensfeindlichkeit.

Doch auch uns heute ist Staub ein täglicher Begleiter. Staub im Haus – ein Ärgernis. Und eine Peinlichkeit, wenn er den Besucher*innen auffällt. Man hat sich größte Mühe gegeben, die Wohnung vorzeigbar herzurichten, aber der kleine Besuch zieht fröhlich das bunte Buch aus dem untersten Bücherregal und so präsentiert sich an einem vergessenen Ort eine beachtliche Menge Hausstaub. Echt peinlich. Offensichtlich hat man dort ziemlich lange nicht mehr Staub gewischt. Und auch die Bücher schon ziemlich lange nicht mehr in die Hand genommen. Dass der Blick des Besuchs auf meine Staubmausfamilie im Bücherregal mir peinlich ist, deutet sicherlich an, dass es im Grunde nicht um den Staub geht, sondern um das, was wir heute damit verbinden. Staub im Haus heißt, dass ich den Haushalt nicht im Griff habe – ein sichtbares Zeichen dafür, dass ich mein Leben nicht im Griff habe?

Kohélet spricht weder vom Wüstenstaub noch vom Hausstaub, sondern vom Menschen. Von seiner Fehlbarkeit, seiner Vergänglichkeit, seiner Staubhaftigkeit. Er verbindet die menschliche Herkunft aus Staub aus Gen 3,19 mit der Rückkehr in den Staub aus Ps 104,29: Aus Staub hat Gott uns gemacht, zu Staub werden wir, wenn wir das Leben aushauchen. Dieses Schicksal teilen wir uns sogar mit den Tieren. Uns zeichnet im Angesicht des Todes nichts vor ihnen aus. Und im Tod sind wir alle gleich, Frevler wie Gerechte, nichts unterscheidet uns. Kohélet sieht auch

an den Stätten des Rechts, dass hier Recht und Unrecht vermischt werden, der Gerechte und der Frevler sind nicht zu unterscheiden. Auch im Tod nicht. Denn im Leben kann es nicht den Gerechten und den Frevler geben, sondern alle Menschen tun mal das eine, mal das andere. Sie sind mal dem Gerechten näher, mal dem Frevler näher. Der Tod macht alle Lebenden und alles Leben gleich: zurück zu Staub. Hier sind alle gleich, die endgültige Rechtsprechung ist verschoben auf unbestimmt.

Dabei stellt Kohélet die hellenistische Hoffnung auf eine Fortexistenz der Seele in Frage: „Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärtsfähre?“ (V. 21) Niemand weiß, ob etwas kommt und was dann kommt. Anfang und Ende des Lebens aber liegen in Staub, das dazwischen – was ist damit? Wie sieht es nun mit dem Leben vor dem Tod aus?

In Ps 103 wird nicht nur der Tote, sondern auch der lebende Mensch als Staub bezeichnet: Gott „gedenkt daran, dass wir Staub sind“ (V. 14). Wir sind fehlbar, voller Missetaten und scheinbar nichts wert. Zugespitzt kann man fragen: Sind wir Gott so peinlich wie mir der Staub in meinem Bücherregal?

Die Vergänglichkeit des Lebens, die Unterstellung seiner Bedeutungslosigkeit hatte als sog. Vanitas-Motiv in der Kunst des Barock ihren großen Auftritt. Vor allem in den Stillleben wird die Fülle und Vielseitigkeit des Lebens gefeiert, üppige Obst- oder Blumendekorationen, Sammlungen von Büchern - konserviertes Wissen - Musikinstrumente und Kostbarkeiten. Doch diese Fülle wird gebrochen: Die Blumen sind fast welk, die Kerze ist erloschen, der Totenschädel zieht die Blicke auf sich. Alles Haschen nach Fülle ist nichtig und eitel. Man muss aber nicht in den Barock zurückgehen, um diesem Vanitas-Motiv in der Kunst zu begegnen. Erst kürzlich veröffentlichte die Schweizer Band Panda Lux einen Song mit dem schlagenden Titel „Staub“ (<https://www.youtube.com/watch?v=dTgkRnM0JrA>) und dichtet darin:

*„Staub in meiner Lunge
Staub auf meinen Augen
Taub ist meine Zunge
Robust und schick von aussen
[...]
Was bleibt ist ein
Beutel voll Staub
Asche zu Asche
Staub zu Staub“*

Der Mensch als ein Beutel voll Staub, ein Staubsaugerbeutel. Dieses Bild mag nicht jedem gefallen. Was hiermit aber dargestellt wird, ist Kritik an einer Gesellschaft, die sich alles einzuverleiben versucht – ungeachtet dessen, ob es nun gut ist für uns oder nicht. Es kommt nicht nur Gutes in uns an. Von außen betrachtet wahren wir den Schein, alles im Griff zu haben, lebendig und produktiv zu sein. Wir

versuchen uns gesund und umweltschonend zu ernähren, putzen uns zu den richtigen Anlässen heraus. Wir konsumieren, um die Wirtschaft in Gang zu halten, vertikutieren, um vor der kritischen Nachbarschaft zu bestehen, polieren unsere Auszeichnungen, um uns unserer Leistungsfähigkeit zu versichern, konservieren unsere Erinnerungen, um in Momenten der Verzweiflung etwas zu haben, an das wir uns klammern können. Und wofür? Dafür, dass alles eitel, vergänglich, staubig ist? Asche zu Asche, Staub zu Staub, das wird man auf unseren Beerdigungen sprechen und damit unser Leben würdigen, an dessen Einzelheiten sich bald kaum jemand erinnern wird. Und damit ist es dahin, unser Streben nach Bedeutsamkeit, Besitz, Erfolg. Fällt es dann dahin, das gelebte Leben?

Gerade so verhält es sich nach Kohélet nicht. Dass wir nicht wissen, was mit uns nach dem Tod geschieht, sondern wir erstmal nur zu Staub werden, ist kein Grund zur Verzweiflung. Denn interessanterweise lehrt die Vergänglichkeit in Kohélet keine Passivität oder Resignation, sondern ein Besinnen auf das, was ein gutes Leben ausmacht. Gut ist dabei im alttestamentlichen Sinne nicht moralisch gemeint, sondern sinnhaft. Wenn alles vergänglich ist, was macht mein Leben dann sinnvoll? Fröhlich sein in seinem Tun! Wenn ich gerne den Rasen vertikutiere und aus eigenen, ästhetischen Vorlieben ein gepflegtes Grün bevorzuge, dann soll ich das tun. Wenn ich dann aus dem Fenster schaue, mich am gepflegten Garten erfreue und Dankbarkeit empfinde, dass ich so privilegiert bin, mir ein Stück Land zu halten, das nur der Ästhetik, nicht der Produktion von Lebensmitteln dient, dann ist das gut. Wie wir schon im Eröffnungsgottesdienst gehört haben: Das gute Leben will gelebt werden, der Grund dieses guten Lebens will nicht vergessen werden. Der Mensch leistet nicht alles aus eigener Kraft, er findet sich immer vor in einem verdankten Leben.

Und zugleich lehrt das Vergänglichkeitsmotiv in Kohélet Gelassenheit – Losgelassenheit, sich von Dingen und Ansprüchen loszumachen. Wenn ich keine Kraft finde, den Rasen zu vertikutieren und ich finde, dass Moos eigentlich auch ganz hübsch ist, dann lasse ich das so. Es ist in Ordnung, Dinge zu lassen. Die großen und kleinen Herausforderungen unseres Lebens sind ebenso eingebunden in die Vergänglichkeit. Ich kann mich frei machen von den gesellschaftlichen Erwartungshaltungen, von familiären Wunschvorstellungen, von freundschaftlichen Anspruchshaltungen. Es vergeht. Werde ich von einem Schicksalsschlag getroffen, gehen meine Lebenspläne nicht auf, dann kann Kohélet auch dies meinen: Auch dies vergeht. Auch dies wird einmal keine Bedeutung mehr haben. Aber es kommt darauf an, ob ich dennoch im Leben herzlich gelacht habe, mein Leben in die Hand genommen und gestaltet habe, Liebe geschenkt und genossen habe. Was danach kommt, wissen wir nicht. Das gute Leben aber ist das gelebte Leben in Fröhlichkeit und Dankbarkeit – darin unterscheiden wir uns dann eben doch vom Staubsaugerbeutel. Und auch darin, dass wir uns im Umgang miteinander daran erinnern, dass jeder und jede von uns gnädig angeschaut

werden möchte. Damit kommen wir zurück zu der Frage, ob wir Gott so peinlich sind wie uns der Hausstaub. Die Rede von der göttlichen Gnade nimmt gerade unsere Unvollkommenheit in den Blick: Gott, der um unsere „Staubigkeit“ weiß, schaut uns gnädig an. Und so sollen wir auch miteinander umgehen. Man sollte nicht jedes Staubkorn auf die Waage legen, sondern die Fehler des anderen liebevoll übersehen. So hat es Martin Luther in seiner Freiheitsschrift wortstark entfaltet: „Dass ich sogar meinen Glauben und meine Gerechtigkeit für meinen Nächsten vor Gott einsetze, um seine Sünden zu decken, sie auf mich zu nehmen und nicht anders damit umzugehen, als wären sie mein eigen, ebenso wie es Christus für uns alle getan hat.“ (Luther, Von der Freiheit, Zum 29.)

Zum Abschluss lade ich Sie ein, gemeinsam Ps 103 zu beten.

- 1 Von David. Lobe den HERRN, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!*
- 2 Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat:*
- 3 der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen,*
- 4 der dein Leben vom Verderben erlöst, der dich krönt mit Gnade und Barmherzigkeit,*
- 5 der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler.*
- 6 Der HERR schafft Gerechtigkeit und Recht allen, die Unrecht leiden.*
- 7 Er hat seine Wege Mose wissen lassen, die Kinder Israel sein Tun.*
- 8 Barmherzig und gnädig ist der HERR, geduldig und von großer Güte.*
- 9 Er wird nicht für immer hadern noch ewig zornig bleiben.*
- 10 Er handelt nicht mit uns nach unsern Sünden und vergilt uns nicht nach unsrer Missetat.*
- 11 Denn so hoch der Himmel über der Erde ist, lässt er seine Gnade walten über denen, die ihn fürchten.*
- 12 So fern der Morgen ist vom Abend, lässt er unsre Übertretungen von uns sein.*
- 13 Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der HERR über die, die ihn fürchten.*
- 14 Denn er weiß, was für ein Gebilde wir sind; er gedenkt daran, dass wir Staub sind.*
- 15 Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blüht wie eine Blume auf dem Felde;*
- 16 wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennen sie nicht mehr.*
- 17 Die Gnade aber des HERRN währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über denen, die ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind*
- 18 bei denen, die seinen Bund halten und gedenken an seine Gebote, dass sie danach tun.*
- 19 Der HERR hat seinen Thron im Himmel errichtet, und sein Reich herrscht über alles.*
- 20 Lobet den HERRN, ihr seine Engel, / ihr starken Helden, die ihr sein Wort ausführt, dass man höre auf die Stimme seines Wortes!*
- 21 Lobet den HERRN, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen tut!*
- 22 Lobet den HERRN, alle seine Werke, / an allen Orten seiner Herrschaft! Lobe den HERRN, meine Seele!*

Im Geist wider die Unersättlichkeit: Koh 5,9-16.17-19

WMA Katharina Opalka

31. Mai 2020, Pfingsten

Pfingsten

Pfingsten, der Sonntag des Geistes, Heiliger Geist,
Geist der Gemeinschaft, Kraft der Schöpfung und der Ordnung,
Geist der Liebe, Anwalt der Schwachen,
Tröster Geist, Windhauch, Atmung, Geist des Lebens,
Geist, mit dem sich die Hoffnung verbindet,
auf das Leben, auf ein Leben in Fülle.

Geist, der sich verwebt,
in den Texten, die wir lesen,
in den Geschichten, die wir erzählen,
in den Worten, die wir hören.

Unsere Bilder und Vorstellungen vom Geist verweben sich,
die vertrauten Erzählungen, Feuerzunge und Sprache,
die eigenen Geist-Momente,
#wirsehenpfingstrot.

Sie verweben sich in andere Bilder und Texte hinein,
neu erzählend, neu hoffend, neu belebend.

Im Ende bleibt die Frage:

Von welchem Leben können wir erzählen?

Und es bleibt die Frage:

Was macht eine (Lebens-)Geschichte zu einer guten Geschichte? Geburt und Tod
sind gesetzt –

Was dazwischen liegt, in allen Windhauchen, ist verhandelbar.

In Kohélet 5 wird ein Ausschnitt aus der Vielfalt menschlicher Lebenserzählung betrachtet: Wie gehen Menschen mit der sie umgebenden Welt um, wie verhalten sie sich zu ihr, wie verleiben sie sich diese Welt ein? Es sind kleine Miniaturen von Lebensgeschichten. Kohélet legt aus und entfaltet, was zwischen Geburt und Sterben, Kommen und Gehen geschehen kann. In diesem Durchspielen wird deutlich, dass es ein Verhältnis zur Welt gibt, das Kohélet bevorzugt, er wertet und interpretiert die Lebensgeschichten: Wie verhalten sich Menschen zu dem Rahmen ihrer Lebensgeschichte, zu Geburt und Tod, die gegeben sind; zu dem größeren Prinzip dahinter? Die Art und Weise, wie Kohélet erzählt, ähnelt den Kategorien, mit denen die Philosophin Hannah Arendt menschliches Leben beschreibt und die als Überschriften der einzelnen Abschnitte dienen: Was

zwischen Geburt und Tod geschieht, so Arendt, das ist Arbeiten, Herstellen, Handeln.⁵

ARBEITEN

*9 Wer Geld liebt, wird vom Geld niemals satt, und wer Reichtum liebt, wird keinen Nutzen davon haben. Das ist auch eitel. 10 Mehrt sich das Gut, so mehren sich, die es verzehren; und was hat sein Besitzer davon als das Nachsehen? 11 **Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, er habe wenig oder viel gegessen; aber die Fülle lässt den Reichen nicht schlafen.***

Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß. Das Bild entsteht, aus den dürren Worten: Die Arbeiterin, die sich nach anstrengender Arbeit auf das Bett legt und - vollständig erschöpft - sofort einschläft. Der körperlich hart arbeitende Mensch ist ganz auf sich selbst zurückgeworfen: Ich arbeite mit meinem Körper und für meinen Körper; ich arbeite, um satt zu werden; ich arbeite gegen den Tod meines Körpers an. Geburt und Tod sind die Grenzen meines Körpers und der Arbeit, die dieser Körper verrichtet. Meine Lebensgeschichte handelt von meinem Körper und der Erfüllung der Bedürfnisse dieses Körpers: Ich bin ganz da, in den Grenzen meines Körpers, aber dort bin ich. Körperliche Arbeit auf diese Weise zu betrachten, birgt immer die Gefahr diese zu romantisieren und schon in der körperlichen Erschöpfung, im süßen Schlaf einen ausreichenden Lohn zu sehen und darüber gerechte Entlohnung zu vergessen. Die Wertung, die Kohélet hier andeutet ist jedoch: Selbst das ist besser, als Reichtum zu lieben, als Geld zu lieben. Es geht nicht darum, dass Reichtum oder Geld per se schlecht sind, sondern was geschieht, wenn diese geliebt werden. Was passieren kann, zeigt Kohélet anhand einer Lebenserzählung:

HERSTELLEN

*12 Es ist ein böses Übel, das ich sah unter der Sonne: Reichtum, wohl verwahrt, wird zum Schaden dem, der ihn hat. 13 Denn dieser Reichtum geht durch ein böses Geschick verloren. Und wer einen Sohn gezeugt hat, dem bleibt nichts in der Hand. 14 Wie einer nackt von seiner Mutter Leib gekommen ist, so fährt er wieder dahin, wie er gekommen ist, und nichts behält er von seiner Arbeit, das er mit sich nähme. 15 Das ist ein böses Übel, dass er dahinfährt, wie er gekommen ist. **Und was gewinnt er dadurch, dass er in den Wind gearbeitet hat?** 16 Sein Leben lang hat er im Finstern gegessen, in großem Grämen und Krankheit und Verdruss.*

Auch dieses Leben entsteigt aus den knappen Beschreibungen, man kann sich das Gesicht dieses Mannes vorstellen. Ein Mensch, der nicht mehr abhängig von seinem Körper ist, der Reichtum herstellt, über seine Grenzen hinaus, etwas hat, das aufbewahrt werden kann. Und doch, so geht die Geschichte nach Kohélet: Es wäre eine Illusion, zu glauben, man könne sich selbst in der Welt bewahren, man

⁵ Hannah Arendt, *The Human Condition*, Chicago 1958 (dt.: *Vita activa oder Vom tätigen Leben* [1967], München ²⁰2019).

könne sich selbst so von der Welt abhängig machen, dass man mit dieser weiterlebt, mit mehr geht als man gekommen ist.

Die Erzählung irritiert an dieser Stelle, denn offensichtlich bleibt dem Mann ja doch etwas, über Geburt und Tod hinaus: Der Sohn, ein menschliches Leben, eine weitere Lebensgeschichte. Er taucht nur kurz in der Erzählung auf, verschwindet dann sofort wieder, kein weiteres Wort, über sein Verhältnis zum Vater. Keine Beschreibung gemeinsamer Momente, der Sohn hat kein Leben – oder zumindest kommt er in der Lebenserzählung des Vaters nicht weiter vor, nicht als eine lebendige Beziehung (dass die Mutter vollständig herausfällt und höchstens eine gedachte Rolle spielt, ist dann nur noch eine weitere Randbemerkung).

Die Lebensgeschichte wird ausschließlich erzählt als eine Geschichte von mir und dem, was ich geschaffen habe: Mein Leben erzählt sich in den Objekten dessen, was ich hergestellt habe. Der Tod der Dinge ist dann auch mein Tod. Die Lebenserzählung bleibt von der Welt abhängig und endet mit dem Verlust der Welt, wird wie ein Windhauch hinausgetragen.

HANDELN

*17 Siehe, was ich Gutes gesehen habe: dass es fein sei, wenn man isst und trinkt und guten Mutes ist bei allem Mühen, das einer sich macht unter der Sonne sein Leben lang, das Gott ihm gibt; denn das ist sein Teil. 18 Denn wenn Gott einem Menschen Reichtum und Güter gibt und lässt ihn davon essen und trinken und sein Teil nehmen und fröhlich sein bei seinem Mühen, **so ist das eine Gottesgabe**. 19 Denn er denkt nicht viel an die Kürze seines Lebens, weil Gott sein Herz erfreut.*

Das ist die letzte Erzählung, viel allgemeiner nun und doch: Ein Leben, in dem von gemeinsamen Essen erzählt werden kann, von Nachmittagen im Garten, von Lachen im Haus, von konzentrierter Arbeit aus der man plötzlich lächelnd hervorblickt. Es ist eine Lebenserzählung, die fast in Kitsch abdriftet, oder gefährlicher noch, in eine Selbstzufriedenheit, die keine anderen mehr kennt: Das ist mein Teil, der mir zusteht und an dem ich die anderen nicht teilhaben lasse. Mein Tisch, an dem ich esse; mein Garten, in denen ich keine anderen hineinlasse; ein Lachen, in dem jedes Weinen nur stören würde; Unverständnis denen gegenüber, denen die Arbeit nicht leicht von der Hand geht. Es gibt Lebensgeschichten, die solches im Hintergrund ahnen lassen: Ich habe es gut und ich habe verdient, dass es mir gut geht. Was sollten mich die anderen kümmern?

Erst in diesem Teil der Überlegungen wird Gott erwähnt: Und es gibt eine Lesart dieses Textes, die solch eine Lebenserzählung problematisch werden lassen kann, in folgendem Sinne: Gott gibt den Reichtum, an die Menschen, die ihn verdient haben, als sei auch Gott eingebunden in Gott wird so in die Erzählung eingebunden, dass diese eine Erzählung davon wird, wie jemand sich etwas gegeben sein lässt. Es ist mir gegeben, das ist, was ich in jeder Geschichte mitspreche. Es ist mir gegeben und damit nicht nur meins: Ich bin nicht von mir

abhängig oder von der Welt, ich bin abhängig von dem, dass mir gegeben ist: Das Leben, in allen Windhauchen zwischen Geburt und Tod. Ich esse und trinke, weil ich lebe und in jedem essen und trinken, in aller Arbeit und aller Mühe, in allen meinem Handeln erzähle ich vom Leben und von der Gabe des Lebens.

Wie kann so ein Leben erzählt werden?

In den Wind hinein, in dem es geordnet wird.

Von Tod und Leben: Koh 9,1-10

PD Dr. Axel Graupner

07. Juni 2020, Trinitatis

Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist! Amen.

Ich danke dir, mein himmlischer Vater
durch Jesus Christus, deinen Sohn,
dass du mich diese Nacht vor allem Schaden und Gefahr behütet hast,
und bitte dich, du wollest mich diesen Tag auch behüten vor Sünden und allem
Übel,
dass dir all mein Tun und Leben gefalle.
Denn ich befehle mich, meinen Leib und Seele und alles in deine Hände.
Dein heiliger Engel sei mit mir,
dass der böse Feind keine Macht an mir finde.

Lesung: Koh 9,1–10

*1 Denn dies alles habe ich mir zu Herzen genommen, und zwar um dies alles zu prüfen:
Dass die Gerechten und die Weisen und ihre Taten in der Hand Gottes sind.*

*Liebe wie Hass, nichts weiß der Mensch. Alles liegt ihm voraus, 2 alles wie bei allen: ein
Geschick*

*für den Gerechten und für den Ungerechten,
für den Guten und den Reinen und den Unreinen
und für den, der opfert, und den, der nicht opfert;
wie der Gute so der, der sich verfehlt,
der, der schwört, wie der, der den Eid fürchtet.*

*3 Das ist ein Übel in allem, was unter der Sonne geschieht, dass ein Geschick für alle (gilt).
Allerdings: das Herz der Menschenkinder ist voll Bosheit, und Irrsinn ist in ihrem Herzen
während ihres Lebens; und danach – ab zu den Toten.*

*4 Gewiss: wer sich all den Lebenden zugesellen kann – es gibt Hoffnung; denn ein
lebendiger Hund, selbst er ist besser dran als ein toter Löwe. 5 Denn die Lebenden wissen,
dass sie sterben werden, die Toten aber, sie wissen gar nichts, und sie haben keinen Lohn
mehr, denn ihr Andenken ist vergessen. 6 Ihr Lieben wie ihr Hassen wie ihr Eifern sind
längst verlorengegangen. Sie haben für immer keinen Anteil mehr an allem, was unter
der Sonne geschieht.*

*7 Geh hin, iss mit Freude dein Brot und trink mit frohem Herzen deinen Wein! Denn längst
hat Gott Wohlgefallen an deinem Tun. 8 Deine Kleider seien weiß zu jeder Zeit, und das
Salböl fehle nicht auf deinem Haupt. 9 Nimm das Leben mit der Frau, die du liebst, wahr
alle Tage deines vergänglichen Lebens, das er dir unter der Sonne gegeben hat, jeden Tag
deiner Vergänglichkeit! Denn das ist dein Anteil am Leben und an deinem Mühen, womit
du dich abmühst unter der Sonne. 10 Alles, was deine Hand zu tun findet, tue in deiner
Kraft! Denn es gibt weder Tun noch Planung, noch Erkenntnis, noch Weisheit in der
Totenwelt, in die du unterwegs bist.*

Herr, tue meine Lippen auf, dass mein Mund deinen Ruhm verkündige!

Liebe Universitätsgemeinde, liebe Schwestern und Brüder, liebe Leser,

„Die Toten ... sie haben *für immer* keinen Anteil mehr an allem, was unter der Sonne geschieht.“ Gewiss: Es gibt ein Jenseits, eine Welt der Toten. Doch was für ein schrecklicher Ort: „es gibt weder Tun noch Planen, noch Erkennen, noch Weisheit in der Totenwelt, in die du unterwegs bist.“ Punkt!

Also: kein Ostern, kein Pfingsten, keine Himmelfahrt, keine Auferstehung, nur Kreuz? – Ich muss etwas weiter ausholen, um die Frage beantworten zu können.

Es hat lange gedauert, bis die Forschung verstanden hat, Kohélet richtig zu lesen, nämlich als leidenschaftlich-nüchternen Diskurs über die Frage: Kann sich der Mensch durch das, was er zu tun vermag, Bestand sichern? „Was hat der Mensch für einen Gewinn durch all sein Mühen, mit dem er sich müht unter der Sonne?“ (1,3) Das ist die Leitfrage, an der sich Kohélet strukturiert abarbeitet. Die Antwort, die Kohélet auf diese wohl erstmals mit dem Hellenismus aufbrechende und seitdem immer wieder gestellte Frage gibt, ist ein klares Nein. Selbst der König, der Mensch in höchster Potenz, dem alle erdenklichen Handlungsoptionen zur Verfügung stehen und in dessen Rolle Kohélet in 1,12-2,26 schlüpft, muss erkennen: „alles ist Nichtigkeit und ein Haschen nach Wind.“ (2,11) Der Mensch ist eben nicht in der Lage, sich aus sich selbst und durch sich selbst Bestand zu sichern. Zeit und Dasein sind und bleiben ihm unverfügbar. Bestätigt wird diese Einsicht durch die nüchtern-emotionslose Analyse der Verfügbtheit des Daseins in seiner Zeitlichkeit 3,16-22.

Christen wussten und wissen das in jedem Augenblick ihres Lebens – auch ohne Pandemie, wohl aber dank Kohélet. „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen.“ (EKG 518) Luther hat Kohélet darum hochgeschätzt, obwohl er in anderer Hinsicht mit ihm im Streit lag. Ich komme darauf zurück.

Was bleibt da? Die Gewiesenheit des Menschen an das Hier und Jetzt. Das erkennt bereits der König in seiner Verzweiflung, in die er in seinem Scheitern gerät (2,20-23):

„Es gibt nichts Besseres für den Menschen, als dass er isst und trinkt und seine Seele Gutes sehen lässt bei seinen Mühen. Auch dies sah ich: Das Alles aus der Hand Gottes.“ (V. 24)

Das Hier und Jetzt, die Gegenwart an die wir gewiesen sind, ist Geschenk Gottes. Wer Kohélet unter die Gottesskeptiker einordnen möchte, irrt grundlegend.

Allerdings: Die Einsicht des Königs, der ja niemand anderer als Kohélet selbst ist, ist in einem für Kohélet eminent wichtigen Punkt noch korrekturbedürftig. Der König glaubt immer noch, dass das Hier und Jetzt, das Geschick des Menschen an sein Tun gebunden ist.

„Ich beschloss in meinem Herzen, meinen Leib durch Wein zu laben, während mein Herz sich mit Weisheit beschäftigt, und die Torheit zu ergreifen, bis ich sähe,

was den Menschenkindern zu tun gut wäre unter dem Himmel, die Zahl ihrer Lebenstage.“

Der König bleibt in seiner Schlussfolgerung dem Denken im Tun-Ergehen- oder besser: Haltungs-Geschick-Zusammenhang (Holger Delkurt) verhaftet. Mit Wilhelm Busch gesprochen: „So was kommt von so was.“

Nein! Das Hier und Jetzt, das es wahrzunehmen gilt, ist unverfügbare Gabe Gottes 3,10-15, nicht mit menschlichem Handeln verrechenbar.

„So was kommt von so was“ – die Wahrheit dieses Satzes lässt sich hier und da beobachten. In kleinen, überschaubaren Lebensgemeinschaften mag sie sogar als eine Art Lebensregel erscheinen. Gilt sie aber auch als Schlüssel zum Verständnis menschlicher Biographien in komplexen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhängen? Wir alle kennen genug Beispiele aus unserem persönlichen Umfeld, dem gesellschaftlichen Leben, der Wirtschaft und dem politischen Geschehen, die diesen Satz in Frage stellen, ja ad absurdum führen: der frühe Tod eines nahestehenden Menschen, der nun wirklich keiner Fliege etwas zu Leide getan hat und es auch nicht vorhatte, erfolgreiche Bereicherung zu Lasten anderer, Massenmörder, die ihren Lebensabend im luxuriösen Exil verbringen. Extreme – gewiss. Aber auch im Kleinen gilt – da stimme ich Kohélet zu: Gottes Handeln lässt sich mit dem Satz „So was kommt von so was“ weder biographisch noch sozial noch politisch so verrechnen, dass die Gleichung aufgeht. Es gibt ihn, den Zusammenhang von Tun und Ergehen, mit Luthers Übersetzung von Spr 26,27 „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“. Als Generalschlüssel zum Verständnis des Lebens taugt er nur sehr begrenzt, meist gar nicht. Das Hiobbuch führt das dem Leser eindrücklich vor Augen.

Mit der Einsicht in die Unverfügbarkeit von Zeit und Dasein scheint Kohélet allerdings in seiner Zeit keineswegs auf ungeteilte Zustimmung gestoßen zu sein. Ganz im Gegenteil: der Mann stand quer zur Mainstream-Frömmigkeit seiner Zeit. Das führt uns zurück zum Predigttext: Mit 9,1 kommt eine gegnerische Meinung zu Wort:

„die Gerechten und die Weisen und ihre Taten (sind) in der Hand Gottes“

oder mit den Worten der Sapientia Salomonis, einem apokryphen Buch:

„Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand,
und keine Qual kann sie berühren.

In den Augen der Toren sind sie gestorben,
ihr Heimgang gilt als Unglück,
ihr Scheiden von uns als Vernichtung;
sie aber sind in Frieden.“ (Weish 3,1-3)

„So was kommt von so was“: wenn nicht hier, dann doch im Jenseits.

Kohélet gehört wie seine Diskussionspartner zum Stand der Weisen, d.h. er sucht zu verstehen, nimmt darum die Gegenmeinung ernst - „dies alles habe ich mir zu Herzen genommen“ -, möchte sie aber nicht unkritisch übernehmen:
„und zwar um dies alles zu prüfen“ (9,1).

Er lässt den Einwand nicht gelten. Seine Argumentation folgt einem Dreischritt:
1. Schritt: „alles wie bei allen: ein Geschick“ (9,2)

Die Vergänglichkeit macht keinen Unterschied. Der Tod differenziert nicht nach gut und böse. Er trifft alle:

„den Gerechten und den Ungerechten“
„den Guten und den Reinen und den Unreinen“
„den, der opfert, und den, der nicht opfert“
„den Guten und den, der sich verfehlt“,
„den, der schwört, wie den, der den Eid fürchtet“

Ob gemeinschaftsfördernd oder gemeinschaftsschädigend, egal ob fromm oder unfromm, egal ob vor dem Gesetz unschuldig oder schuldig – der Tod ist der große Gleichmacher. Allerdings gesteht Kohélet den Gegnern zu:

„Das ist ein Übel in allem, was unter der Sonne geschieht, dass ein Geschick für alle (gilt).“ (Koh 9,3)

Menschliche Sehnsucht nach einer göttlichen iustitia distributiva im Hier und Jetzt, einer Sehnsucht, die sich immer schon auf der richtigen Seite wähnt.

Nur: Wer hat uns verheißen, dass es in dieser Welt gerecht zugeht? In der Perspektive der Vergänglichkeit des Menschen - der Flüchtigkeit seiner Tage - kann Gerechtigkeit - im Sinne des Alten Testaments: gemeinschaftsgemäßes, gemeinschaftsförderliches Verhalten -, kann Frömmigkeit, kann Gesetzestreue wie ein Konstrukt menschlicher Sehnsucht erscheinen. Nüchterner Realismus oder ein gefährlicher Gedanke, insofern er vergleichgültigt, was wir tun? Das ist nicht Kohélet's Intention. Es gibt gravierende Unterschiede im Handeln der Menschen im Verhältnis zueinander und im Blick auf Gott. Das betonen die antithetisch formulierten Merismen, die das Spektrum menschlichen Tuns einzufangen suchen. Nur: Die Hoffnung auf Teilhabe an einem heilvollen Jenseits vermag die handlungsorientierte Unterscheidung von „gut und böse“ nicht zu begründen. Kohélet hält es hier mit der Fundamenteinsicht der Urgeschichte (Gen 6,5; 8,21) und der Propheten ab Amos bis hinab zu Ezechiel in die radikale Sündenverfallenheit des Menschen, die Paulus in Röm 1-3 aufgreift: „Das Herz der Menschenkinder ist voll Bosheit, und Irrsinn ist in ihrem Herzen während ihres Lebens“ (Koh 9,3b). Darum gilt: „Danach – ab zu den Toten.“

Darum: Vorsicht vor menschlicher Sehnsucht nach einer göttlichen iustitia distributiva im Hier und Jetzt! Stehen wir tatsächlich in jedem Augenblick unseres Lebens auf der richtigen Seite?

2. Schritt: Kohélet meint – für meinen Geschmack etwas zu ironisch, ja sarkastisch: Die Hoffnung stirbt zuletzt. „Gewiss: wer sich all den Lebenden zugesellen kann – es gibt Hoffnung; denn ein lebendiger Hund, selbst er ist besser dran als ein toter Löwe.“ (9,4)

Und wird - 3. Schritt - in eigentümlicher Weise zum Traditionalisten:

„die Lebenden wissen, dass sie sterben werden, die Toten aber, sie wissen gar nichts, und sie haben keinen Lohn mehr, denn ihr Andenken ist vergessen. Ihr Lieben wie ihr Hassen wie ihr Eifern sind längst verlorengegangen. Sie haben für immer keinen Anteil mehr an allem, was unter der Sonne geschieht.“ (9,5f)

Kohélet hat Recht: Wir, die wir leben, wissen: „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfungen“. Wir wissen: Wir werden sterben. Wann und wie, das wissen wir nicht. Ich denke, das ist auch gut so.

Kohélet hat Recht: Das „Andenken der Toten ist vergessen. Ihr Lieben wie ihr Hassen wie ihr Eifern sind längst verlorengegangen“. Wie lange bleibt ein Verstorbener und das, was sein Leben bewegte, sein Leben bestimmte, ausmachte, im Andenken der nachlebenden Generationen? Ich erinnere mich mütterlicherseits sehr gut an meine Urgroßmutter, meine Großmutter und ihren Bruder, natürlich an meine Eltern: drei Generationen. Väterlicherseits sind es nur zwei Generationen. Meine Nichten erinnern sich an ihre Großmutter, meine frühverstorbene Mutter, allenfalls schemenhaft. Historisches Interesse bewahrt manches Andenken sehr viel länger. Aber das ist die Ausnahme. Außerdem - jeder Historiker ist sich dessen bewusst - bei diesem Andenken handelt es sich besten Falls um eine mehr oder weniger plausible Rekonstruktion, nicht um die Person selbst.

Kohélet hat Recht: Die Toten sind von den Lebenden abgeschnitten. Tod - das lehrt nicht nur Kohélet, sondern das übrige Alte Testament in facettenreicher Sprache - bedeutet Verlust der Gemeinschaft mit den Lebenden. Dies im seelsorgerlichen Gespräch behutsam, aber in aller gebotenen Deutlichkeit zu sagen ist für manche Hinterbliebenen äußerst schmerzhaft, kann sie aber wieder zum Leben befreien.

Aber warum besteht Kohélet, der sich sonst so gar nicht scheut, traditionelle Denkmuster aufzusprennen (4,1-6,9 und 6,10-8,17), auf der traditionellen altorientalischen Vorstellung von dem Scheol, der Totenwelt, der Welt der Schatten, als einem Ort, an dem der Mensch - zwar weiter existierend, aber in einer schrecklich abgeblassten Form von Leben - nichts mehr zu erwarten hat?

„es gibt weder Tun noch Planung, noch Erkenntnis, noch Weisheit in der Totenwelt, in die du unterwegs bist.“

Um des Lebens willen! Kohélet stemmt sich mit aller ihm zur Verfügung stehenden intellektuellen Kraft gegen jedwede Jenseitshoffnung, weil er befürchtet, dass sie

nur ablenkt, ablenkt vom Hier und Jetzt, das es zu ergreifen, wahr zu nehmen gilt
– als Gabe Gottes.

„Geh hin, iss mit Freude dein Brot und trink mit frohem Herzen deinen Wein! Denn längst hat Gott Wohlgefallen an deinem Tun. Deine Kleider seien weiß zu jeder Zeit, und das Salböl fehle nicht auf deinem Haupt. Nimm das Leben mit der Frau, die du liebst, wahr alle Tage deines vergänglichen Lebens, das er dir unter der Sonne gegeben hat, jeden Tag deiner Vergänglichkeit! Denn das ist dein Anteil am Leben und an deinem Mühen, womit du dich abmühst unter der Sonne.“ (9,7-9)

Vertage nicht dein Leben, sondern nimm es im Hier und Jetzt - „jeden Tag deiner Vergänglichkeit“ - wahr!

Das vertagte Leben: Meine Großmutter, die mich bis zu meinem 13. Lebensjahr großgezogen hat und die ich herzlich lieb habe, pflegte immer zu sagen: „Jung‘, wenn wir das überstanden haben, dann ...“ Eine Variation war: „Wenn wir das hinter uns haben, dann...“ Dann: Nicht die Wahrnehmung des Hier und Jetzt mit seinen Möglichkeiten, dem, was mir gegeben ist, was mir ermöglicht ist. Nein, das wahre, das eigentliche Leben kommt immer erst noch, wird in die Zukunft vertagt – ohne je Erfüllung zu finden.

Ich erinnere mich an nicht wenige Seelsorgegespräche, in denen - jedenfalls für mich - klar zu Tage trat: Traurigkeit bis hin zur Dysthymie und - damit einhergehend - die Lähmung der Antriebskraft hat ihre Ursache in der mangelnden Bereitschaft, das Hier und Jetzt als das wahrzunehmen, was es ist: Gottes Geschenk an mich. Kohélet - offenkundig ein Angehöriger der wohlhabenden jüdischen Oberschicht - exemplifiziert das mit dem Wunsch „Deine Kleider seien weiß zu jeder Zeit, und das Salböl fehle nicht auf deinem Haupt.“ Nun ja. Weiß steht mir nicht. Unter den in der südlichen Levante herrschenden klimatischen Bedingungen muss Öl auf dem Kopf rasch ranzig werden. Nach ranzigem Öl möchte ich auch nicht riechen. Aber wie wäre es mit einem frischen Eifler Brot und tatsächlich einem guten Glas Wein oder - wem das lieber ist - einem gut gekühlten Bier? Ich mag beides. Es gilt, das Große im scheinbar Kleinen zu entdecken – und sich nicht auf das zu fixieren, was nicht ist, und sich an Defiziterfahrungen - echten oder vermeintlichen - aufzureiben. Wem Nachbars Rasen immer grüner erscheint als der eigene, wer auf den Ritter in schimmernder Wehr mit gezücktem Schwert auf weißem Zelter wartet, der oder die fixieren sich auf Wunschvorstellungen und gehen am Hier und Jetzt vorbei. „Nimm das Leben mit der Frau, die du liebst, wahr alle Tage deines vergänglichen Lebens, das er dir unter der Sonne gegeben hat, jeden Tag deiner Vergänglichkeit!“

Das vertagte Leben:

„Ich habe im vergangenen Jahr etwas gelernt (zu lernen begonnen), ich habe es aus der Bibel gelernt, aus dem Buch Kohélet; das (relative) Glück des Augenblicks erkennen. Das habe ich nie gekonnt. Immer war ich die Durchreisende, die nie irgendwo ankam“ (Luise Rinser, Baustelle. Eine Art Tagebuch, Frankfurt 1977, 27).

An dieser Stelle kommt Kohélet auch begrifflich auf den Punkt – in der Unterscheidung zwischen „Gewinn“ (hebräisch *yitron*) im Sinne von Bestand, den sich der Mensch durch sich selbst und sich aus sich selbst heraus zu verschaffen versucht, und „Anteil“ (hebräisch *ḥäläq*) als Gabe Gottes im Hier und Jetzt.

Das entlastet und setzt zugleich Kräfte frei. Befreit von der Last der Selbstsicherung kann ich auch dem Aufruf folgen: „was deine Hand zu tun findet, tue in deiner Kraft!“ und dabei der von Kohélet empfohlenen *via media* folgen, dem Weg zwischen Fanatismus und Lethargie, dem Zuviel und Zuwenig.

Allerdings: Zwei Dinge verstehe ich nicht und hat schon Luther bei aller Hochschätzung Kohélets, die ich teile, nicht verstanden.

Blendet Kohélet nicht die Erfahrungen derer aus, die im Hier und Jetzt - aus welchen Gründen auch immer - nur Leid erfahren, denen der Bissen im Halse stecken bleibt und denen der Wein beim besten Willen nicht mehr schmecken will, so sie denn Brot und Wein überhaupt haben? Was hätte Kohélet denen gesagt, die alle Tage ihres vergänglichen Lebens nicht in weißem Gewand und gesalbt, sondern womöglich im zerrissenen, löchrigen Mantel des Tagelöhners unterwegs waren, der in der Nacht ihre einzige Bedeckung war? Gewiss: Zuspitzungen, aber keine Konstrukte, vielmehr Alltag der Welt, Kohélets Welt und unserer Welt. Hier bleibt mir Kohélet eine Antwort schuldig.

Ich verstehe, warum Kohélet meint, mit aller ihm zur Verfügung stehenden intellektuellen Schärfe jede eschatologische Perspektive, die uns über die Todesgrenze hinaus hoffen lässt, ausschließen zu müssen. Ich akzeptiere aber nicht, warum ich bei aller Gewiesenheit an das Hier und Jetzt nicht auch hören darf, was mir darüber hinaus gesagt ist: Mit Ps 73 gesprochen:

23 Ich bin stets bei dir. Du hast meine rechte Hand gefasst.

24 Nach deinem Rat leitest du mich,

und danach: Herrlichkeit – du nimmst mich auf.

25 Wen habe ich im Himmel? Außer dir habe ich kein Gefallen auf Erden

26 Mag auch mein Leib und mein Herz vergehen – meines Herzens Fels und mein Teil ist Gott auf ewig.

Ich habe Zukunft, eine Zukunft, die buchstäblich unendlich viel weiter reicht als alles, was es in dieser Welt zu erleben gibt und zu erleiden gilt.

Mit den Worten des Apostels Paulus:

„Was wollen wir nun hierzu sagen? Ist Gott für uns, wer kann wider uns sein? Der auch seinen eigenen Sohn nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben – wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus Jesus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, der zur Rechten Gottes ist und uns vertritt. Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Denn ich bin gewiss, dass

Predigtreihe: „Gelassenheit – trotz allem?“ Ungewissheit und Grenzen des Menschen:
Kohélet (der Prediger Salomo) im Gespräch
Schlosskirche der Universität Bonn, Sommersemester 2020

weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch eine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“ (Röm 8,31– 35.38f)

Es segne und behüte uns der allmächtige und barmherzige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.

Amen.

Dennoch: Nähe: Koh 4,7-12 mit Apg 4,32-37

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

14. Juni 2020, 1. Sonntag nach Trinitatis

Der Predigttext für diesen Sonntag nach der seit 2018 in der evangelischen Kirche in Deutschland geltenden Perikopen-Ordnung steht in der Apostelgeschichte, Kap. 4,32-37.

Da die akademische Predigtreihe in der Bonner Schlosskirche im Sommersemester 2020 dem Buch des Predigers Salomo (Kohélet) unter dem Thema:

„Gelassenheit – trotz allem?“

Ungewissheit und Grenzen des Menschen:

Kohélet (der Prediger Salomo) im Gespräch

gewidmet ist, legte sich eine Verbindung des Perikopentextes mit Koh. 4,7-12 nahe.

Predigttext nach der Akademischen Reihe in der Bonner Schlosskirche

Prediger Salomo (Kohélet) 4,7-12:

Wiederum sah ich Eitles unter der Sonne: Da ist einer, der steht allein und hat weder Kind noch Bruder, doch ist seiner Mühe kein Ende, und seine Augen können nicht genug Reichtum sehen. Für wen mühe ich mich denn und gönne mir selber nichts Gutes? Das ist auch eitel und eine böse Mühe.

So ist's ja besser zu zweien als allein; denn sie haben guten Lohn für ihre Mühe. Fällt einer von ihnen, so hilft ihm sein Geselle auf. Weh dem, der allein ist, wenn er fällt! Dann ist kein anderer da, der ihm aufhilft. Auch, wenn zwei beieinanderliegen, wärmen sie sich; wie kann ein Einzelner warm werden? Einer mag überwältigt werden, aber zwei können widerstehen, und eine dreifache Schnur reißt nicht leicht entzwei.

Predigttext nach der Perikopenordnung

Apostelgeschichte 4,32-37:

Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele, auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.

Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen.

Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.

Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde, - das heißt übersetzt: Sohn des Trostes - ein Levit, aus Zypern gebürtig, der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

Leicht ist das nicht: Nähe auszuhalten. Man kann sich ziemlich auf die Nerven gehen, wenn man Tag für Tag zusammen ist, zusammen sein muss, möglicherweise auch noch auf engem Raum. Selbst wenn sich zwei Menschen sehr sympathisch sind, vielleicht sogar sagen, dass sie sich lieben, und versichert haben,

dass sie ihr Leben lang zusammenbleiben wollen: Ununterbrochene Nähe tagaus, tagein kann durchaus belasten. Davon hat man in den vergangenen Wochen viel gehört, wie das Leben im home office und home schooling zu Spannungen führt.

Der Prediger Salomo, ein lebenserfahrener Mann, – oder war sie eine Frau?, wir wissen es nicht, (das hebräische Wort koheleth, zu Deutsch Prediger, ist jedenfalls eine weibliche Form), eine Person, die vermutlich um 300 v. Chr. gelebt hat, spricht ohne Illusionen von Nähe. Sie kennt Leute, die ganz auf sich selbst fixiert sind, die nur an ihren Besitz denken und am Gewinn ihrer Geschäfte interessiert sind. Man könnte meinen, er oder sie sei ein Mensch unserer Zeit.

Kinderlos und beziehungslos kämpfen die Einzelnen für ihren Erfolg, so wird über Zeitgenossen heute oft geurteilt. Und der Prediger Salomo fragt sich und seine Leser: Wofür das alles? Ist das nicht alles eitel?

Sie/Er denkt nüchtern und praktisch und fragt sich und seine Leser: Ist ein Leben zu zweit nicht besser als die Existenz des Einzelnen, auch wenn er sich eine goldene Nase verdient?

Er fragt es immerhin, denn er ist ja offenbar auch ein Mensch, der für sich allein sitzt und denkt. Wie sollte man auch denken können, wenn dauernd andere Menschen um einen herum tätig sind? Zum Denken muss man allein und ungestört sein.

Der Prediger singt kein hohes Lied auf die Liebe, schon gar nicht auf Ehe und Familie, keineswegs, aber er beschreibt doch die Vorteile einer Existenz zu zweit, man kann sich stützen, sich aufhelfen, wenn der eine fällt – und wärmen kann man sich auch. Und wenn man sogar zu dritt zusammenhält, dann übersteht man Anfechtungen und Anfeindungen besser als zu zweit oder ganz allein.

Trotzdem lässt sich die Erfahrung nicht leugnen: Nähe auszuhalten ist nicht leicht. Und je individueller und persönlicher jemand sein Leben ausgestaltet, umso eher stört ihn ein anderer oder eine andere mit ihren spezifischen Gewohnheiten und Eigenheiten.

Der Prediger Salomo stellt es einigermaßen kühl fest, dass Nähe nicht leicht ist, aber vielleicht, so gibt er zu bedenken, ist Nähe in einigen Lebenslagen doch nützlich, jedenfalls besser, als allein zu sein.

Liebe Gemeinde,
der Prediger Salomo schreibt offenbar in einer Zeit, in der die gewohnten Bindungen und Beziehungen brüchig geworden sind. Die Gemeinschaften der Familien und des Volkes scheinen sich aufzulösen. Kann man etwa sogar sagen, was über unsere Zeit heute gesagt wird? Er erlebt eine Zeit der Individualisierung, und Ansätze zur Globalisierung scheint es auch zu geben! Das Reich der Perser zunächst und dann auch das Römische Reich dehnen den Horizont des Handelns und Denkens weit aus – und es ist eine Zeit der Rationalisierung: Das Wort Gott gebraucht der Prediger zwar noch, aber es bleibt bei ihm doch sehr blass.

Nähe ist nützlich, deshalb setzt er sich für Nähe ein, wenn auch nicht überschwänglich. Aber er weiß natürlich, dass Menschen Nähe brauchen und gestalten müssen, sonst gibt es keine Kooperation, die Leben fördert, keine Gesellschaft, oder nur eine solche, die von außen und oben diktiert wird.

Liebe Gemeinde,

wie wird es weitergehen, wenn Individualisierung und Globalisierung weiter um sich greifen?

Vor dieser Frage stehen wir gerade in diesen Tagen der Gesundheits- und Wirtschaftskrise, da die natürliche Nähe von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, vor allem aber von Großeltern und Enkeln problematisch wird. Angst vor Ansteckung, Sorge um Gesundheit, der Zusammenhang der Generationen ist durch das Virus gefährdet.

Und wohin führen uns da die Worte des Lukas?

Der Evangelist Lukas scheint in einer völlig anderen Welt zu leben als der Prediger Salomo. Kein skeptischer Blick auf Nähe im Alltag, keine kritischen Gedanken über Gier und Neid, über Konkurrenz und Misgunst.

Lukas schreibt von den Menschen, die der Geist Gottes am Pfingsttag, Wochen nach der Ermordung ihres Lehrers Jesus zu einer öffentlichen Demonstration und darüber hinaus zu einer Lebensgemeinschaft zusammengeführt hat: Sie waren ein Herz und eine Seele. Ein ganz und gar unglaubliches Geschehen, ein unvorstellbarer Vorgang unter Menschen. Eine Herzens- und Gütergemeinschaft. Wie sollte das gehen? Und wie sollte es weitergehen? Gibt es das überhaupt und kann das auf Dauer gutgehen?

Die alten Geschichten der Bibel, die die Leute in Israel natürlich alle kennen, berichten doch ganz realistisch und anschaulich von den Spannungen zwischen Mann und Frau seit Eva und Adam, von der Konkurrenz unter Brüdern seit Kain und Abel, Esau und Jakob, der mühsamen Einigung der Verwandten bei Abraham und seinem Neffen Lot, und unter Josef und seinen Brüdern, die nur der Druck der Hungersnot und die Großmut des Arrivierten, des Staatsmanns Josef, wieder zusammenbringt. Das passt alles zur skeptischen Weisheit des Predigers Salomo.

Liebe Gemeinde,

sie waren ein Herz und eine Seele. Es ist wohl schon so, dass diese Vorstellung von einer intensiven Güter- und Geistgemeinschaft Menschen zugleich reizt, aber auch heraus- und überfordert, – und es kommt ja auch in der Urgemeinde schnell zu Konflikten, die durch neue Regelungen und Einrichtungen aufgefangen werden mussten.

Es wollen keineswegs alle ihren Besitz teilen. Aber immerhin: Die Einrichtung der Diakonie, die Hilfe für die Witwen und Waisen entsteht aus dem Grundgedanken der Geist- und Gütergemeinschaft. Diese Idee gegenseitiger Hilfe, die nicht an Blutsverwandtschaft, nicht an familiäre Beziehungen, sondern an eine geistige

Gemeinsamkeit gebunden ist, an die Erinnerung an ihren Lehrer Jesus, den sie bald den Christus, den zum König Gesalbten nannten, beeinflusst die Christen, ja die ganze Menschheit seit den ersten Tagen der Christenheit.

Selbst in den Worten des Predigers Salomo schwingt immerhin eine gewisse Zuversicht mit, dass gestaltete Nähe hilfreich sein könnte.

Lukas aber, in seinem Evangelium und in der Apostelgeschichte schwärmt von der neuen Erfahrung von Nähe, die sich der Menschen bemächtigt hat, in hohen Tönen.

Waren die ersten Christen also klüger, weiser, lebenserfahrener als der Lehrer der Weisheit, der Prediger Salomo? Das kann man nicht sagen, aber sie hatten eine Einsicht des Predigers beherzigt: Selbstsucht und Gier zerstören den Menschen, Gemeinschaft rettet und fördert das Leben. Das hatten sie von ihrem Lehrer Jesus gelernt.

Der Fortschritt der frühen Christenheit ist leicht erkennbar, aber schwer zu praktizieren: Wechselseitige Verantwortung über die Blutsbande hinaus, die Hingabe füreinander, das Teilen der Güter fördert das Leben aller. Es war vielleicht auch eine physische Nähe, vor allem aber eine geistige Beziehung und herzliche Anteilnahme, die ihr gemeinsames Leben bereicherte. „Seht, wie sie einander lieben“ – hörte man später sagen, wie sie aneinander Anteil nehmen auf die Gefahr hin, ausgenutzt zu werden, sich an andere zu verlieren.

Diese Anteilnahme und Gütergemeinschaft hat im Übrigen nichts mit dem zu tun, was in großen politischen Systemen zur Zeit wieder Einzug zu halten scheint, mit Gleichschaltung der Einzelnen und der Diktatur weniger Herrscher.

Es kann einem schon Angst um die Menschen, um unsere Kinder und Kindeskinde werden, wenn man vom kleinen Europa in die Weiten des Ostens und nach Westen schaut. Es gibt jedenfalls Anlass genug, dankbar zu sein, für eine geistige und künstlerische Freiheit, die wir hierzulande genießen und gestalten dürfen - und der Blick in die jüngere Geschichte lehrt ja, dass solche Freiheit auch in Deutschland keineswegs selbstverständlich war - und die gewaltsam erzwungene Unfreiheit noch von unseren Eltern erlitten wurde.

Und es gibt erst recht Anlass genug, dankbar zu sein für jede Nähe, die dennoch gnädig geschenkt wird, gegen alle distanzierende Selbstsucht und gegen alle totalitäre Herstellung von Nähe. Solche geschenkte und nicht erzwungene Nähe ist der Nährboden, der Humus kunstvoller Individualität und gottgebener Menschlichkeit.

So ist unser Bekenntnis zu Jesus und seinen Gedanken ein Plädoyer für geistige Freiheit und für eine Pflege von Nähe, die sich dem Anspruch der anderen Person stellt, auch wenn es schwerfällt.

Und der Segen Gottes, der die Verbindung unserer Herzen und Seelen pflegt, der bewahre uns vor allem Übel. Amen.

Ob jung oder alt: Gedenke des Schöpfers!: Koh 11,9-12,8

Studierendenpfarrer Michael Pues

21. Juni 2020, 2. Sonntag nach Trinitatis

Liebe Predigtleserin, lieber Predigtleser,

Gnade sei mit Euch und Friede, von Gott unserem Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Der Bibeltext für heute im Rahmen der aktuellen Gottesdienstreihe „Gelassenheit – trotz allem?“ steht im Buch Kohélet oder Prediger Salomo, 11,9 - 12,8.

9 So freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und lass dein Herz guter Dinge sein in deinen jungen Tagen. Tu, was dein Herz gelüftet und deinen Augen gefällt, und wisse, dass dich Gott um das alles vor Gericht ziehen wird. 10 Lass Unmut fern sein von deinem Herzen und halte das Übel fern von deinem Leibe; denn Jugend und dunkles Haar sind eitel.

1 Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre nahen, da du wirst sagen: »Sie gefallen mir nicht«; 2 ehe die Sonne und das Licht, der Mond und die Sterne finster werden und die Wolken wiederkommen nach dem Regen, – 3 zur Zeit, wenn die Hüter des Hauses zittern und die Starken sich krümmen und müßig stehen die Müllerinnen, weil es so wenige geworden sind, wenn finster werden, die durch die Fenster sehen, 4 wenn die Türen an der Gasse sich schließen, dass die Stimme der Mühle leise wird und sie sich hebt, wie wenn ein Vogel singt, und alle Töchter des Gesanges sich neigen; 5 wenn man vor Höhen sich fürchtet und sich ängstigt auf dem Wege, wenn der Mandelbaum blüht und die Heuschrecke sich belädt und die Kaper aufbricht; denn der Mensch fährt dahin, wo er ewig bleibt, und die Klageleute gehen umher auf der Gasse; – 6 ehe der silberne Strick zerreißt und die goldene Schale zerbricht und der Eimer zerschellt an der Quelle und das Rad zerbrochen in den Brunnen fällt.

7 Denn der Staub muss wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. 8 Es ist alles ganz eitel, sprach der Prediger, ganz eitel.

I

Eine emotionale Achterbahnfahrt, dieser Predigttext aus dem Buch Kohélet. Ein Auf und Ab, wir werden gehörig durchgeschüttelt.

Am Anfang kommt der Text daher wie eine leichte französische Sommerkomödie: Wir hören von: sich an der Jugend freuen - guter Dinge sein - einfach das tun, was einem in den Sinn kommt.

Bilder stellen sich bei mir ein von unbeschwerten Sommerabenden. Die Szenerie ist in ein warmes Licht getaucht. Junge Menschen, die sich am Essen und an der Freundschaft freuen. Angeregte Gespräche, aber nicht zu tiefschürfend. Sich zu verlieben – jederzeit möglich! Ein Plädoyer für die Jugend, sie wirklich auszukosten, in vollen Zügen zu genießen und zu leben.

Doch die Idylle trägt. Bald gibt es ein böses Erwachen. Die leichte Komödie endet als düsteres Drama à la Ingmar Bergmann:

Es kommen die bösen Tage, die niemand will. In einem Feuerwerk von Bildern wird die Vergänglichkeit und der Schrecken geschildert: der menschliche Körper, der

langsam zerfällt - Klageleute auf der Gasse - die goldene Schale zerbricht – alles wird zu Staub.

Die Szenerie ist bestimmt von dunklen Bildern in schwarz-weiß. Menschen ringen mit ihrer Einsamkeit, ihrer Sterblichkeit.

Als Scharnier zwischen der Sommerkomödie und dem düsteren Drama hören wir die Aufforderung: „Denke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen.“

II

Was will uns der Prediger Salomo sagen? (Wer auch immer diese fiktive Figur gewesen sein mag.) Er scheint als älterer Mensch auf sein Leben zurückzublicken. Und dabei wird die Zeit der Jugend von ihm regelrecht idealisiert. Als wäre in jungen Jahren alles nur unbeschwert und leicht. Und als würde dann erst mit dem Erwachsensein das Leid über uns Menschen hereinbrechen.

Wir alle wissen, dass das so nicht stimmt: Kinder wachsen in Frieden und Freiheit und in einem guten Umfeld auf. Und andere Kinder und Jugendliche eben auch nicht.

Krankheit und Tod können sehr früh in ein Leben einbrechen. Und dunkle Gedanken sind nun wirklich nicht das Privileg der Erwachsenen.

„...die bösen Tage kommen!“ Der Prediger ist ein Experte für das Leben als ein „Sein zum Tode“ (Martin Heidegger). Der Tod und das Leiden sind immer schon mitgedacht. Kein Leben ohne Leid, kein Wachsen ohne Absterben, kein Aufbruch ohne das Ende. Der Prediger ist ein gnadenloser Realist, der sich keine Illusionen über die Endlichkeit und Begrenztheit des Lebens macht. Und der damit ringt, was eigentlich der Sinn von alledem ist.

Und auf einmal zieht mich alles wieder zurück zum Anfang, zum hellen, warmen Licht. Zu den jungen, verliebten Menschen. Doch ich merke, so einfach geht das nicht. Die düsteren Bilder sind sehr stark.

Spätestens wenn der Tod mit seiner ganzen Brutalität und Endgültigkeit in einer Biographie Realität wird, ist es vorbei mit dem unbekümmerten Blick aufs Leben. Wie ist ein fröhliches, zuversichtliches Leben überhaupt möglich angesichts der Erfahrungen von Leid, Krankheit und Tod? Wie kann ich Vertrauen ins Leben entwickeln? Wenn ich jederzeit damit rechnen muss, dass mir alles aus der Hand genommen wird?

Große Fragen, die uns mal mehr und auch mal weniger umtreiben.

III

„Ob jung, ob alt, gedenke deines Schöpfers!“ So lautet das Motto für den heutigen Sonntag in der Predigtreihe der Schlosskirche über das Buch Kohélet. Aber was heißt das in unserem Zusammenhang: „Des Schöpfers gedenken...?“

Ich antworte so:

Wenn ich an meinen Schöpfer denke, an den, der mir mein Leben geschenkt hat.
Dann...

... öffne ich mich für einen größeren Zusammenhang meines Lebens.

... weiß ich, dass nicht ich der alleinige Garant für ein gelungenes Leben bin.

... erinnere ich mich daran, dass mir die grundlegenden Dinge alle geschenkt sind:
Luft zum Atmen, ein lebendiger Körper, Gesundheit, Liebe.

... rechne ich realistisch damit, dass mir manches auch wieder aus der Hand
genommen werden wird. Dass nichts selbstverständlich ist. (Obwohl ich doch
insgeheim immer wieder meine, ganz alleine der Regisseur meines Lebens zu sein.)

Wenn ich an meinen Schöpfer denke, dann wird das Denken und Fühlen weit.
Dann entwickle ich Vertrauen in alles, was kommt.

Wenn ich an meinen Schöpfer denke, dann sitze ich im Kino mit einer
unbeschwerten und humorvollen Sommerkomödie. Bei der mir einfach das Herz
aufgeht. Und dann kann ich diesen Film genießen, auch wenn in der nächsten
Woche wieder ein aufwühlender und dramatischer Stoff auf mich wartet.

Und manchmal, dann gibt es diese wunderbaren Filmerlebnisse, wo beides sich
ineinander verschränkt. Wo klar wird, dass es ein erfülltes Leben ohne das
bewusste Erleben und Durchleben von Leiden nicht gibt.

Denn unbeschwertes Leben und Erfahrungen von Leid sind kein Entweder- Oder.
Kommen auch nicht immer in einer festen Abfolge in meiner Biographie. Leichtes
und Schweres in einem lebendigen Ineinander, ein ganzes gelebtes Leben mit der
vollen Bandbreite der Erfahrungen.

Dietrich Bonhoeffer hat diese Haltung, dieses Ineinander von Leid und Freude und
dem gleichzeitigen Vertrauen in den Schöpfer, unübertroffen formuliert. So ende
ich mich mit Zeilen aus seinem Gedicht „Von guten Mächten“.

*Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren,
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus deiner guten und geliebten Hand.*

*Doch willst du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann wolln wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört dir unser Leben ganz.*

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere
Herzen und Sinne, in Christus Jesus. Amen.

Sei nicht allzu gottlos!: Koh 7,15-18

WMA Daniel Rossa

28. Juni 2020, 3. Sonntag nach Trinitatis

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe Gemeinde,

(0.) die weisheitliche Rede Kohélets im heutigen Predigttext erinnert mich an einen jüdischen Witz, den ich deshalb auch der Predigt voranstellen möchte. Da hintergründiger Witz auch ein Mittel der Durchsetzung der Weisheit darstellt, nimmt vielleicht Kohélet für unser Gespräch mit ihm die Gestalt dieses augenzwinkernden und doch weisen Rabbis an, von dem hier die Rede ist:

„Ein Jude kommt zum Rabbi und führt Klage gegen seinen betrügerischen Lieferanten. Der Rabbi hört aufmerksam zu und erklärt dann: ‚Du hast recht.‘ Bald danach kommt der beschuldigte Lieferant und klagt seinerseits über den Ankläger. Der Rabbi hört wieder sehr aufmerksam zu und sagt abermals: ‚Du hast recht.‘ Die Frau des Rabbiners hat beide Entscheide mit angehört, und als der Lieferant weggegangen ist, sagt sie vorwurfsvoll zu ihrem Manne: ‚Es können doch niemals beide recht haben!‘ Da gibt der Rabbi zu: ‚Du hast auch recht.‘“⁶

Liebe Gemeinde,

(1.) ein Charakteristikum wahrer weisheitlicher Rede haben wir bereits mit diesem Witz vor Augen geführt bekommen: Sie nimmt sich nicht zu wichtig und nicht zu ernst. Ein anderes Charakteristikum der Weisheit lässt sich mit dem weltweisen Spruch „In der Kürze liegt die Würze“ beschreiben. Anders als bisher „deutsche“ Steuererklärungen passen die Sinnsprüche der Weisheit als Aufschriften auf Bierdeckel oder in Glückskekse, zieren Abreißkalender und Kühlschrankschrankmagneten. Und die Weisheit hält es auch nicht für einen Raub ihrer Würde, sich auf diese Weise zu (ent)äußern (vgl. Phil 2,6f.).

(2.) Anders als die beiden Kulturformen, als deren gemeinsame Wurzel sie vielleicht gelten kann, und in deren Mitte sie angesiedelt ist: Wissenschaft und Religion lassen sich nicht gerne auf solche „Bierdeckel-Formate“ reduzieren. Zu wenig Platz für eine wissenschaftliche Studie – und außerdem eine Werbefläche! Was auf einen Bierdeckel passt, ermangelt vermutlich wissenschaftlicher Seriosität in Quantität und Qualität. Auch für eine Heilige Schrift ist der Platz spärlich: Selbst der Finger Gottes brachte die „Basisbibel“ - die Zehn Gebote - der biblischen Erzählung zufolge nicht auf einem Bierdeckel unter, sondern er brauchte Steintafeln – und davon gleich zwei, die er zudem noch vorne und hinten beschreiben musste, um mit dem Platz hinzukommen (vgl. Ex 31,18; 32,15f.; 34,1).

⁶ Salacia Landmann: Jüdische Witze, München ⁸1966, 89.

Dabei war das ja bloß die „atomisierte“ Bibel, die als Ganze leicht mehrere Schriftrollen umfassen kann. Nicht umsonst heißt unsere Heilige Schrift *biblíá* – „Bücher“, im Plural. Also auch in der Religion: Bibliothek statt Bierdeckel.

(3.) Die Weisheit juckt's nicht. Sie ist Meisterin en miniature. So auch einige antike „Freunde der Weisheit“, die Philosophen: Sokrates scheint nicht einmal etwas auf einem Bierdeckel hinterlassen zu haben, weil seine Weisheit im Bewusstsein des Nichtwissens bestand. Diogenes hauste in einem Fass – auch das nah am „Bierdeckel-Status“. Außerdem kommt es den Zeichenhandlungen der alttestamentlichen Propheten schon sehr nah.

(4.) Jedoch zur Gattung der Weisheit im Alten Testament gehören andere Schriften: Das Buch der Sprüche – eine Sammlung größtenteils einzelner Sinnsprüche, die zum Teil heute auf Abreißkalender oder Kühlschrankschrankmagneten gedruckt werden: „Der Mensch denkt und Gott lenkt!“ (Spr 16,9) oder „Hochmut kommt vor dem Fall.“ (Spr 16,18). Dass das Hohelied, das Sinntiefe unterhalb der Gürtellinie eröffnet. Sowie jene Schriften der sog. Krise der Weisheit: Das Buch Hiob und das Buch Kohélet, die desillusioniert erkennen: Den Lauf der Welt, hältst du nicht auf. Weisheit im Angesicht des Nichtigen. Solche Weisheit spricht heute Morgen auch Kohélet. Lasst uns gemeinsam auf den Rat dieses Weisen hören. Ich lese Koh 7,15-18 und leihe mir dazu Worte von Markus Saur:

(5.) „¹⁵Das alles sah ich in meinen flüchtigen Tagen: Da ist ein Gerechter, der zugrunde geht in seiner Gerechtigkeit, und da ist ein Frevler, der lange lebt in seinem Frevel. ¹⁶Sei nicht allzu gerecht und gib dich nicht gar zu weise. Wozu willst du dich zugrunde richten? ¹⁷Sei nicht allzu frevelhaft und sei kein Tor. Wozu willst du sterben vor deiner Zeit? ¹⁸Gut ist es, wenn du das eine ergreifst, aber auch vom anderen deine Hand nicht lässt. Ja, wer Gott fürchtet, geht aus allem heraus.“

(6.) Kohélet spricht hier aus einer erfahrungsgesättigten, fast lebenssatten Perspektive: „Das alles sah ich in meinen flüchtigen Tagen: Da ist ein Gerechter, der zugrunde geht in seiner Gerechtigkeit, und da ist ein Frevler, der lange lebt in seinem Frevel.“ Das Leben ist ungerecht. So könnte man es wohl fassen. Moralisches Verhalten zahlt sich anscheinend nicht aus. Denn, wie sagt man gerne schon einmal augenzwinkernd auf die Frage, wie es einem geht: „Du weißt doch, schlechten Menschen geht es immer gut.“ Zum Glück wissen wir, dass dieser diametrale Befund so auch nicht stimmt: Natürlich gibt es keine Gesetzmäßigkeit, wonach moralisch Verwerfliches vom Leben, vom Schicksal oder gar von Gott auch noch immer belohnt würde. - Aber - und darin besteht die sog. Krise der Weisheit in der jüngeren Weisheitsliteratur der Hebräischen Bibel – am Leben bewahrheitet sich eben auch nicht der Befund, dass ein gutes, ein verantwortungsvolles Leben, Handeln, Unterlassen und Entscheiden vom Leben, vom Schicksal oder von Gott belohnt würde. Dafür gibt es zu viele Gegenbeispiele.

(7.) Ich nenne nur ein Reales, was ich aus meinem Bekanntenkreis am Rande mitbekommen habe: Der bald ins rentenfähige Alter kommende Krankenpfleger hat sich sein Leben lang für einen - da gibt es nichts dran herumzudeuteln - bescheidenen Lohn für das Leben anderer eingesetzt. Zuletzt leitete er unter Lebensgefahr die Corona-Intensivstation einer Klinik. – Und dann trifft es ihn selbst: Ein schwerer Verlauf, der nicht gut ausgeht – nicht in diesem Leben. Solche Beispiele kennen wir alle zu genüge.

(8.) Das leidende und mitleidende Herz bringt ein solches Schicksal zur Verzweiflung; und auch den Kopf bringt es „um den Verstand“. Intuitiv regt sich unser Unrechtsbewusstsein: Was da geschehen ist, ist doch nicht fair. „Undank ist der Welten Lohn“. Kohélet steigert noch die Pein des bereits angefressenen Gerechtigkeitsempfindens: Dem Unhold widerfährt das Glück, „in seinem Frevel“ - ja womöglich aufgrund seines Frevels! - ein langes Leben zu genießen. Der Gerechte macht die Erfahrung: „Der Ehrliche ist der Dumme.“ Er geht zugrunde – gerade an seiner Gerechtigkeit. Mit seiner Mitmenschlichkeit, Ehrlichkeit oder Gerechtigkeit schaufelt er sich sein eigenes Grab. Weil er „päpstlicher als der Papst“ war, sich selbst „tot teilte“. Er „denkt“ nicht „auch mal an sich“ und weil zu oft gilt „wenn jeder an sich selbst denkt, dann ist an alle gedacht“, darum hat er hinterher das Nachsehen. Angesichts der Beobachtung dieses Weltenlaufes: „Man möchte gottlos werden!“

(9.) Und der Weisheitslehrer gestattet's: „Sei nicht allzu gottlos“. So die Lutherbibel. D.h. ja gerade nicht, dass man überhaupt nicht gottlos sein soll, sondern dass ein bisschen Gottlosigkeit wohl erlaubt ist. – Wieder einmal eine unerhörte Botschaft, die die Bibel für uns bereithält: „Sei nicht allzu gerecht und gib dich nicht gar zu weise.“ Übertreibe es nicht mit deiner Gerechtigkeit, Weisheits- und Gottesliebe. Sei öfter gottlos.

(10.) Das ist ungewöhnlich, denken wir an Jesu Gleichnis des Barmherzigen Samariters, das dazu auffordert, uns ungefiltert das Leid derer nahegehen zu lassen, die uns im Leben begegnen. Denken wir an Jesu Bergpredigt, die die in den alttestamentlichen Gesetzen erhobene Forderungen in Hinblick auf das menschliche Zusammenleben ins Übermenschliche steigert. Jesu radikale Moral: Wer dich auf die eine Wange schlägt, dem halte auch die andere hin. Will jemand dein Hemd, gib ihm noch den Rock dazu. Zwingt dich jemand, eine Meile mit ihm zu gehen, so geh zwei. – Naiv, „blauäugig“, wer so handelt: „Wozu willst du dich zugrunde richten?“, fragt Kohélet Jesus und seine Nachfolger, die bereits verurteilt sind – verurteilt zum Scheitern. Scheitern an ihren Idealen, scheitern an Struktur und Lauf der Welt: Wo endet Jesus schließlich? – Am Kreuz. Also keine Predigt heute, die „Christum trybe[t]“ (Luther, WA DB 7, 384,28)? Diese Gottlosigkeit erlaubt uns der Predigttext heute. Ob das aber auch bedeutet, keine christliche Predigt, das bleibt abzuwarten.

(11.) Bevor es jedoch zu gottlos wird, mahnt Kohélet: „Sei nicht allzu gottlos“ und hinterfragt auch die andere Seite, er gibt den anscheinend gegenläufigen Rat: „Sei nicht allzu frevelhaft und sei kein Tor. Wozu willst du sterben vor deiner Zeit?“ Nur weil große Frevler mit allem Möglichen durchkommen, macht es das nicht besser. Nur weil alles Mögliche geht, sollte man nicht alles Mögliche Wirklichkeit werden lassen. Oder mit einem weisen Ausspruch des Paulus: „Alles ist mir erlaubt, aber nicht alles dient zum Guten.“ (1 Kor 6,12). Also: Weshalb nun nicht allzu frevelhaft, zu ungerecht sein? „Du könntest sterben vor deiner Zeit“, argumentiert Kohélet. Aber gerade hieß es doch noch, der Frevler lebe lang aufgrund seines Frevels? Wieso dann jetzt sterben vor der Zeit? Vielleicht ist nicht der biologische Tod gemeint, sondern der soziale, weit schlimmere? – Ein Todsein, das man selbst miterlebt.

(12.) Menschsein ist eine soziale, keine biologische Kategorie. Sonst könnten wir manche Menschen nicht als „Unmenschen“ bezeichnen. Biologisch bleiben sie ja Spezies homo sapiens, eine Abart der Menschenaffen halt. Aber sie verhalten sich nicht weise wie Menschen, nicht sozial als Mitmenschen. In Hinblick auf das, was in unseren Augen menschlich wäre, kann in den Augen Vieler über die Frevler an der Gerechtigkeit und Menschlichkeit dann nur noch bitter gesagt werden: „Für mich bist du gestorben.“ Darüber mag der Frevler noch lachen und twittern. Doch zum Himmel schreiendes Unrecht „zwitschern (to twitter) die Vögel“ irgendwann „von den Dächern“. Groß ist die Allwissenheit des Panopticum der social media und weil die anderen Menschen an sich selbst denken und nicht wollen, dass es ihnen am Ende ebenfalls geht, wie Schicksalen, die ihnen vor Augen geführt werden, sehen sie zuerst „schwarz“ und dann „rot“ und für den Frevler gilt: „Wie du in den Wald hineinrufst, so schallt es heraus“ und „Wer Wind sät wird Sturm ernten“, wie der Prophet Hosea (8,7) schon weiß. Gebt acht, ihr Frevler, vor dem Zorn, den euer Frevel heraufbeschwört: Wer ausschließlich sein eigenes gutes Leben und das auch noch zu sehr lieb hat, der wird's verlieren (vgl. Joh 12,25). Die Frevler werden sich noch umsehen: „Die ich rief, die Geister / werd ich nun nicht los“ (Goethe, Der Zauberlehrling). Sie werden „ihres Lebens nicht mehr froh“. Sie sterben vor ihrer Zeit, sterben noch im Leben, und müssen damit leben.

(13.) Nicht, dass Kohélet dieses durch den Frevel der einen Seite sich aufstauende andere, frevelnde Extrem unterstützen würde. Frevel als Reaktion auf den Frevel, Unrecht als Reaktion auf Unrecht, das wäre wohl nicht in Kohélet's Sinn – das wäre zu viel der Gottlosigkeit. Weder predigt also Kohélet den duldsamen Christus, „Gott, du Schaf“ (Robert Gernhardt), das sich blauäugig zur Schlachtbank führen lässt, noch Jesus, den Sozialrevolutionär, in dessen Namen selbsternannte Rächer der Gerechtigkeit, die Straßen unsicher machen und Existenzen in Flammen aufgehen lassen dürften.

Mit Kohélet begegnen wir damit einer biblischen Stimme, die vielleicht nicht ganz so vermeintlich eindeutig und heroisch vernehmbar ist, wie das von der Stimme

Jesu oft - und aus verschiedenen Lagern - geltend gemacht wird. Kohélet's Stimme ist deshalb auch nicht ganz so kontaminiert, instrumentalisiert und missbraucht, wie Gottes eigenes Wort.

(14.) Er rät vorsichtiger und weltweiser als beide Positionen zu Umsicht, Abwägung, Geistesgegenwart: „Gut ist es, wenn du das eine ergreifst, aber auch vom anderen deine Hand nicht lässt.“ „Das eine tun, ohne das andere zu lassen.“ Auch diese Weisheit: sprichwörtlich geworden. Insofern predigt Kohélet - für einen Autor des Alten Testaments wenig verwunderlich - nicht christologisch. Wenn man möchte, könnte man seine Predigt aus heutiger Sicht aber pneumatologisch oder trinitätstheologisch verstehen: Denn er eröffnet zwischen unversöhnlichen Polen einen dritten Weg - Charakteristikum der dritten Person der Trinität: des Geistes - , einen Weg, der womöglich ein hin- und herlavieren ist, ein Abwägen in der jeweiligen Situation. Kein scharf schneidendes „entweder - oder“, keine Einteilung in „schwarz - weiß“, nur gut und böse, nur richtig und falsch, nur dafür oder dagegen, sondern er rät zur Möglichkeit des „Sowohl - als auch“: „Du hast recht.“ und „Du hast auch recht.“ Zwischen beide Pole setzt Kohélet ein Drittes und eröffnet so Spielraum für Graustufen, Zwischentöne und Diversität. Von diesem Dritten in der Mitte, erscheint keiner der beiden Pole ausschließlich erstrebenswert. Sie stellen beide Extreme dar: Idealismus und Opportunismus vielleicht, oder unversöhnliche, positionelle Lager in einer inhaltlichen Frage. Beide Pole haben auf ihre Weise das rechte Maß verloren, sie sind maßlos, fordern nur Gefolgschaft für ihre Sichtweise, ihren Standpunkt. Dem entgegen setzt Kohélet die in der Antike etwa von Aristoteles bekannte Position der Maßhaltung (μεσότης/mesótēs), der Ausmittlung zwischen Extremen. Sie setzt auf Ausgleich und kluges Überlegen (φρόνησις/phrónēsis) – überlegen(d)e Gelassenheit, Bedächtigkeit im besten Sinne. Sie berücksichtigt die Vorzüge und Einsprüche beider Seiten, versucht sie zu verbinden, fruchtbar füreinander zu machen, zusammenzubringen, wechselseitig füreinander Verständnis zu erzielen. „Du hast recht in Hinblick auf folgendes, aber du hast auch recht, und zwar in Hinblick auf ein anderes. Wenn wir weise sind, berücksichtigen wir beides?“

(15.) Mag sein, dass das nicht mit allen Extremen machbar ist. Aber gerade deshalb ist die Geisteshaltung, die Kohélet hier aufruft, eine, die in unserer Zeit der Fürsprache bedarf: Kohélet's Weltweisheit rät dazu, kompromissbereit zu sein. Eine Haltung, die heute oft genug verteufelt und von jeder Seite als Mittelmaß oder Realpolitik verächtlich gemacht wird. Die Anklage der öffentlichen Wahrnehmung in den social media richtet sich dabei oft gegen die Inkonsequenz des Kompromisses oder gegen Unrecht, was durch den Kompromiss fortbestehen oder möglich werde. Solche Stimmen verlieren aber zu schnell aus den Augen, dass ein guter Kompromiss von unterschiedlichen Seiten geschlossen wird, um aus der Welt zu schaffen, was die verschiedenen Positionen jeweils als größeres Unrecht empfinden. Und für weitere Kompromisse kann doch gerade der Kompromiss

leichter zum erneuten Ausgangspunkt werden, als eine Idealposition, denn: Er ist ja Kompromiss.

(16.) Für den Kompromiss braucht es aber Menschen, die sich „alle Dinge zum Guten dienen lassen“ (vgl. Röm 8,28). D.h., sie dürfen weder andere übervorteilen wollen, noch sich selbst übervorteilen lassen: „Gut ist es, wenn du das eine ergreifst, aber auch vom anderen deine Hand nicht lässt. Ja, wer Gott fürchtet, geht (so) aus allem (gut) heraus.“ (Koh 7,18). „Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.“ (Röm 8,28). Wie gelange ich zu so einer Haltung? Diese Haltung braucht vor allem eines: Vertrauen angesichts und trotz des nicht zu leugnenden Unrechts in der Welt, das Kohélet zu Beginn unseres Predigttextes ansprach. Auf der Welt gibt es Unrecht. Es kommt wohl darauf an, wie man mit demjenigen Unrecht umgeht, dem man selbst im eigenen Leben ausgesetzt ist. Es geht also um lebenspragmatische Umgangs- und Bewältigungsformen.

(17.) Am Ende der Predigt möchte ich deshalb einen kleinen Notfallkoffer mit drei aus meiner Sicht sehr nützlichen weisheitlichen Beobachtungen stellen, die einen hoffentlich gelassenen, mutigen und hoffnungsvollen Umgang mit dem im Leben begegnenden Unrecht ermöglichen:

a) In der Zeit meines Vikariats im Wuppertaler Seminar für pastorale Ausbildung fand ich einst einen Kühlschrankmagneten an einem Whiteboard im Kopierraum, dessen weisheitlichen Sinnspruch Ungerechtigkeit ins rechte Licht rückt: „Das Leben ist ungerecht, aber denke dran: Nicht immer zu deinen Ungunsten.“ Damit ist wohl nicht gemeint, dass sich das jeweils erlittene Unrecht in den einzelnen Menschenleben „unterm Strich“ ausgleiche: Für Unrecht gibt es wie für Gerechtigkeit keine Verteilungsgerechtigkeit. Das wird schon daran klar, auf wen dieser Sinnspruch zurückgeführt wird: John. F. Kennedy. Ein Mann, der als US-Präsident wohl privilegierter war, als jeder von uns, aber mit dem tödlichen Attentat auf sein Leben eben auch tieferes Unrecht im Leben erfuhr, als die meisten von uns. Ob er seine Worte nach dem Attentat revidiert hätte? So zynisch zu fragen ist wohl das, was Kohélet für allzu gottlos, allzu frevlerisch hält.

Die Verteilung des Unrechts ist nicht gerecht. Auf den gegenteiligen Gedanken kann nicht mal ein privilegierter Mensch kommen, dem Glück und Sonne sonst wo rausscheinen. Dennoch ist etwas an diesem kurzen, schlichten Sinnspruch auf dem Kühlschrankmagneten dran: „Das Leben ist ungerecht, aber denke dran: Nicht immer zu deinen Ungunsten.“ – „Jeder muss sein Kreuz tragen“ und ob wir wollen oder nicht, manches, was uns im Leben zufällt, geht auf Kosten anderen Lebens – und deshalb anderes auch manchmal auf Kosten unseres Lebens. Wo es mehr Bewerber*innen auf einen Lehrstuhl gibt, kann nur eine Person das Rennen machen. „Wer weiß, wofür es gut war“. Aus diesem simplen Satz spricht eine Lebensweise, demütige und dem Leben ergebene Haltung, die viele von uns noch

aus den Worten der jeweils vorangegangenen Generation(en) kennen. Dies führt mich zu:

b) Reinhold Niebuhr, ein amerikanischer Theologe, der bei mir nicht oft zu Wort kommt, hat ein wirksames, kleines Gebet geschrieben, das sich gut an Kohélets Beobachtungen und Kennedys Sinnspruch anschließen lässt und das ich uns für die Herausforderungen des Lebens ans Herz legen möchte:

*„Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann,
und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.“*

Dieses Gebet ist nicht nur weise, weil es um Weisheit bittet, sondern es bittet im Sinne Kohélets um das rechte Maß von „Widerstand und Ergebung“ (Bonhoeffer) gegen das Unrecht in der Welt. Wer sich dies öfter ins Bewusstsein ruft, dem mag trotz allen Unrechts die nötige Geistesgegenwart geschenkt werden, diesem Unrecht auf die beste Weise zu begegnen.

c) Von Kennedys Sinnspruch auf dem Kühlschrankschrankmagneten noch einmal zurück zum Bierdeckel: Ein Politiker, von dem man seit Corona wieder einmal nichts mehr hört, machte in den 2000er Jahren von sich Reden, indem er die Steuererklärung auf dem Bierdeckel forderte. Der Charme dieses Sinnbildes war, dass es Unkompliziertheit und wohl so etwas wie Gerechtigkeit suggerieren wollte: Kein Steuerberater mehr nötig, den sich ohnehin nur die leisten können, die viel haben, und für die es sich richtig lohnt. Vor diesem Gesetz wären alle gleich: Denn was auf einen Bierdeckel passen soll, kann wohl kaum Sonderregeln für bestimmte Gruppen umfassen. Auf dem Bierdeckel sind alle gleich. Keine Ausnahmen und Steuerschlupflöcher mehr! Gleichheit. Gerechtigkeit?

Nehmen wir zur Kenntnis, dass sich die Bierdeckelsteuererklärung gesellschaftlich bisher nicht durchgesetzt hat, dann bleibt am Ende die Frage offen, woran das lag: Nur an den Lobbys der Steuerberater und ihrer Klienten? Oder vielleicht auch daran, dass wohl die meisten Bürger*innen hierbei am Ende hätten „Federn lassen“ müssen, weil es eben doch für die meisten Berufsgruppen attraktive Sonderregelungen gibt, um das Unrecht abzumildern, was bei zu großer Gleichmacherei einträte, weil die Besonderheiten der eigenen Lebenssituation keine Berücksichtigung fänden? Zu viel Gleichmacherei, zu viel Verteilungsgerechtigkeit könnte am Ende ebenso großes Unrecht bedeuten.

Also bleibt uns in unserer Weltweisheit im Anschluss an Kohélet und Kennedy nur, als Gesellschaft für eine möglichst faire Verteilung des Unrechts zu sorgen, das nicht von sich aus fair verteilt ist, aber das wir fairer verteilen können. Wir sollten an einer Gesellschaft mitwirken, deren Ziel es ist, das unumgängliche Unrecht für jeden Einzelnen möglichst gering zu halten und erträglich zu machen. Weil wir wissen: „Das Leben ist ungerecht, aber nicht immer zu deinen Ungunsten“, sollten

wir dazu kompromissbereit sein und eingestehen: „Du hast recht und ich habe auch recht.“ Im Kompromiss liegt der Weg, eine Gerechtigkeit zu schaffen, die nicht blind gegenüber Unrecht ist. Dafür steht am Ende die sprichwörtliche Weisheit: „Ausnahmen bestätigen die Regel.“ Weniger weisheitlich-dialektisch und dafür theologischer könnte man schließen, indem man fordert, es möge „Gnade vor Recht ergehen“.

Amen.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht als all unser Verstehen, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserem Herrn. Amen.

Und dennoch: Gottesfurcht: Koh 8,10-15

Prof'n Dr. Cornelia Richter

05. Juli 2020, 4. Sonntag nach Trinitatis

Der Text: Koh 8, 10-15 (nach der Übersetzung von Markus Saur)

¹⁰Und sodann sah ich, dass Frevler begraben wurden und [sc. zur Ruhe] hineingingen. Aber vom heiligen Ort weichen und vergessen werden in der Stadt, die Recht getan haben. Auch dieses ist nichtig. ¹¹Weil nicht vollstreckt wird das Urteil über die Tat des Bösen eilends, füllt sich das Herz der Menschen untereinander, Böses zu tun. ¹²Denn ein Sünder tut Böses hundert Mal und lebt doch lange. Doch ich weiß, dass es gut ist für diejenigen, die Gott fürchten, dass sie sich vor ihm fürchten. ¹³Aber es ist nicht gut für den Frevler – und er wird wie ein Schatten nicht lange leben –, dass er sich nicht fürchtet vor Gott. ¹⁴Es gibt Nichtiges, das auf der Erde geschieht: Es gibt Gerechte, die es dem Tun der Frevler entsprechend trifft, und es gibt Frevler, die es dem Tun der Gerechten entsprechend trifft. Ich sagte, dass auch dieses nichtig ist. ¹⁵Da pries ich die Freude, denn es gibt nichts Gutes für den Menschen unter der Sonne außer zu essen und zu trinken und sich zu freuen. Das aber begleitet ihn bei seiner Mühe in den Tagen seines Lebens, die Gott ihm gegeben hat unter der Sonne.

Liebe Gemeinde,

meine Güte, ist dieser Text klug. Denn genau so ist es doch, nicht wahr? Wer sich dreist vordrängt, wer laut herumpoltert statt zu argumentieren, wer seine physische Größe nützt, um anderen den Raum zu nehmen, wer latent aggressiv auf andere zugeht, wer andere übervorteilt, wer die Regeln so auslegt, wie er oder sie es gerade braucht, hat in dieser Welt verblüffend selten ein Problem. Denn die leisen und zurückhaltenden Stimmen sind selten in der Lage, solcher Dreistigkeit die Stirn zu bieten; sie weichen der Aggression vorsichtig aus, sie vermeiden den Konflikt, sie vertrauen stillschweigend auf das bessere Argument und ziehen sich zurück. Weiß man doch nur zu gut, dass es um das bessere Argument gar nicht geht und rechtes Handeln gar nicht erwünscht ist. Im Gegenteil, wie schnell lässt sich lernen, dass sogar strafrechtlich relevante Taten versickern bis es endlich einmal zum Prozess kommt, so dass die meisten Täter schon deshalb ungeschoren davonkommen – wieso also sollten sie aufhören mit ihrem Treiben? Ist doch eine höchst erfolgreiche Lebensstrategie? Und kommt es doch einmal zu einem Prozess, dann werden zuerst die Opfer peinlichst befragt, dann stehen umgekehrt sie unter dem Generalverdacht, die Täter anschwärzen zu wollen, während für die Täterseite ein Entlastungsgrund nach dem anderen angeführt wird. Es ist nämlich alles nur eine Frage der Dreistigkeit.

Was ich hier mit unverhohlener emotionaler Wut beschreibe, steht in diesen Worten nicht bei Kohélet. Auch werden wir am Ende sehen, dass damit zwar vielleicht manches zutreffend beschrieben sein mag, aber noch lange nicht alles gesagt ist. Aber auch Kohélet spricht von Frevlern, die in Ruhe sterben dürfen.

Auch er weiß darum, dass die Taten der Bösen nicht bestraft werden und die Sünder ein langes, ungestörtes Leben führen. Während diejenigen, die Recht tun, die Stadt verlassen, vergessen werden, vielleicht sogar jung sterben. Aus der Arbeit am Kohélet-Kommentar von Markus Saur, an der sich diese Predigtreihe orientiert, ist zu lernen, dass Kohélet damit dem sogenannten Tun-Ergehen-Zusammenhang widerspricht, der zu den Grundannahmen von Kohélets weisheitlicher Tradition gehört. Der Tun-Ergehen-Zusammenhang besagt: „Das, was du tust, wird sich zeigen in dem, wie es dir ergeht. Tust du Gutes, wird es dir gut gehen. Tust du Böses, wird es dir schlecht gehen.“ Ein Grundsatz, der ob seiner klaren Einfachheit bis heute verführerisch wirkt. Umso mehr als er sich auch umgekehrt lesen lässt: „Wenn es dir schlecht geht, wirst du wohl auch Böses getan haben. Wenn es dir gut geht, bist du wohl ein guter Mensch.“

Diese einfache Zuordnung wirkt vor allem dort, wo Menschen sehr genau zu wissen meinen, was das Gute und was das Böse ist; wo die Moral gepachtet ist und sich die Welt problemlos in schwarz und weiß einteilen lässt. Dass solche Überzeugungen leider häufig mit religiösen Übersteigerungen einhergehen, macht die Sache nicht besser. Im Gegenteil: Wer sich unangefochten im Besitz geoffenbarter göttlicher Wahrheit weiß, wird selten zögern, diese in die Welt hinaus - und dem Gegenüber ins Gesicht zu posaunen. Und wer sich umgekehrt plötzlich am Boden niedergeschlagen findet - verarmt vielleicht oder krank und verlassen -, mag darüber an Gott verzweifeln: „Was habe ich getan? Warum hat Gott mich verlassen?“ Vorwurf und Theodizee Frage gehen dann schnell Hand in Hand: Was für eine unbarmherzige und unheilvolle Verbindung.

Kohélet, so Markus Saur, argumentiert anders, er argumentiert mit „antifundamentalistische[m] Unterton“ (Saur, Kohélet, 141): Er sieht, beobachtet und versteht, dass es mit dem Zusammenhang von Tun und Ergehen nicht so einfach ist. Sondern dass man schon genauer hinschauen muss, dass man sorgsam abwägen muss, dass man die Ambivalenzen und Komplexitäten des Lebens wahrnehmen wollen muss, um auch nur halbwegs zu verstehen, weshalb es einem Frevler gut geht, während ein Gerechter leidet oder einen vorzeitigen Tod stirbt. Kohélet führt, besonders im vorhergehenden Kap. 7,15-18, „anhand seiner Beobachtung vor Augen, was auch die Verfasser des Hiobbuches oder die Psalmisten, die Ps 73 dichteten, umtreibt: Ein Blick in die reale Welt zeigt, dass die Annahme eines Zusammenhangs von Tun und Ergehen nicht notwendigerweise mit der Erfahrung in Einklang steht.“ (Saur, Kohélet, 140) Das lässt sich bis heute problemlos nachvollziehen – aber was ist Kohélets Lösung?

In unserem Text spricht Kohélet an dieser Stelle vom Nichtigen. Es ist ein für unsere heutigen Ohren ungewohnter Begriff, der in der theologischen Tradition gleichwohl eine große und nicht unproblematische Karriere gemacht hat. Wer die Luther-Übersetzung gut kennt, wird an dieser Stelle das Wort „eitel“ im Kopf haben, das im Mittelhochdeutschen freilich noch nicht moralisch konnotiert war,

sondern nichtig im Sinne von „leer“ bedeutet hat. Das spiegelt sich bis zum aktuellen Duden, in dem das Nichtige durch „ohne Wert“ oder „ohne innere Substanz“ erklärt wird. Bei Kohélet changiert das „Nichtige“ – folgt man Saur und dem Gespräch mit weiteren Kommentaren – zwischen dem, was „sinnlos“ ist oder „absurd“, auch „vergeblich“ oder „rätselhaft“, aber in jedem Fall wird es verwendet, um ein negatives Urteil auszusagen.

Das ist eine wichtige Pointe, denn mit dieser gleichsam erkenntnistheoretischen bzw. urteilspraktischen Dimension ermöglicht der Begriff des Nichtigen eine abwartende und abwägende Reflexionshaltung. Er bringt einerseits zum Ausdruck, dass sich in dieser Welt tatsächlich Vieles nicht gut verstehen und nicht sofort einordnen lässt, so einfach es der persönlichen Wut oder der jubelnden Zustimmung auch scheinen mag. Er bringt andererseits zum Ausdruck, dass es zwar Sinnloses, Absurdes und Vergebliches gibt, dass dem aber nicht schon eine eigene Substanz, Entität oder Seinssphäre zukommt, so wie es unter anderem bei Karl Barth zu finden ist. Er hat in seiner „Kirchlichen Dogmatik“ (Band III/3) das „Nichtige“ in dem Sinne auf das Nichts bezogen, dass damit das gemeint sei, was der göttlichen Schöpfungstätigkeit widerspreche und ihr Widerstand leiste, und dem Gott wiederum in all seiner Macht entgegentrete. An Barth zeigt sich damit eine Dynamik, die dem Nichtigen vor allem im Blick auf das Böse quer durch die Tradition eignet: Häufig wird es zur Relationierung bzw. Relativierung des Bösen eingesetzt, das einerseits dazu tendiert, zur dualistischen Gegenmacht erhoben zu werden, das aber andererseits genau deshalb, um solche Dualismen zu vermeiden, als ontologisch nichtig, d.h. ontologisch absurd erklärt wird. Es wäre wahrlich eine eigene Predigtreihe wert, diese dynamischen Facetten des Nichtigen einmal ausführlich zu betrachten. Doch zurück zu Kohélet.

Seine gleichsam erkenntnistheoretische bzw. urteilspraktische Perspektive des Nichtigen eröffnet zwar eine bis heute fruchtbare Haltung gegenüber den Widrigkeiten und Absurditäten dieser Welt. Aber noch fehlt der Bezugsrahmen, in dem wir uns in solch einer Haltung üben und mit dem Leben fertig werden könnten. Denn würde das Urteil des Nichtigen auf unsere zwischenmenschlichen Beziehungen beschränkt bleiben, dann wäre der fatale Schritt nicht weit in einen harten Nihilismus, der die Welt, so wie sie eben ist, von vornherein als sinnlos, wertlos und aussichtslos abtut. Die Reaktion wäre dann entweder ein hoffnungsloser Fatalismus oder - womit wir wieder bei der Beschreibung vom Anfang dieser Predigt angekommen wären - ein gefühlter Freibrief zur hemmungslos dreisten Durchsetzung eigener Interessen. Kohélet's Weg ist das nicht. Obwohl er um die harten Anfechtungen des Nichtigen weiß, ordnet er sie ein in das größere Gefüge der *Gottesfurcht*.

„Gottesfurcht“ meint bei Kohélet freilich weder, dass ich mich aus Angst vor dem Tun-Ergehen-Zusammenhang dem strafenden Gott ausgeliefert fühlen müsste, noch meint es umgekehrt den Kurzschluss, dass die rechte Gottesfurcht

automatisch zum guten Leben führen müsse. Sondern Gottesfurcht bei Kohélet meint, dass wir uns auch in diesem absurden, vom Nichtigen gezeichneten Leben, auf Gott verwiesen wissen dürfen – und zwar gerade dann, wenn das Leben dem Tun-Ergehen-Zusammenhang gemäß scheinbar gottlos im Sinne von gottfern oder gottverlassen geworden zu sein scheint. Das entscheidende Stichwort für ihn ist hier die „Lebensfreude“. Wenn es nach Kohélet ein Argument für den Tun-Ergehen-Zusammenhang gibt, dann dies, dass sich im Festhalten an der Gottesfurcht, das heißt: im Annehmen des Lebens, wie es ist, und im Ausrichten des gesamten Lebens auf Gott hin, immerhin der Zusammenhang von Gottesfurcht und Lebensfreude zeigt: Die Lebensfreude erwächst dann aus der Gottesfurcht und die Gottesfurcht wird dann zur Lebensfreude, wenn dem Dreisten und Aggressiven, wenn dem Bösen nicht das letzte Wort gelassen wird. Sondern wenn es als das Nichtige, d.h. das Absurde, nicht Letztgültige verstanden wird. Und der Mensch trotzdem isst und trinkt und sich freut. In dieser Hinsicht ist bei Markus Saur alles gesagt.

Bleibt nur noch eines: Ist dieser Zusammenhang von Gottesfurcht und Lebensfreude nicht etwas vorschnell zu mäßigend? Kohélet scheint es vorzugeben, wenn er sagt „denn es gibt nichts Gutes für den Menschen unter der Sonne außer zu essen und zu trinken und sich zu freuen.“

Das ist sicherlich eine gute und weise Haltung gegenüber allen Formen des Extremismus wie z.B. gegenüber einem moralisierenden Aktivismus. Auch ist es eine beruhigende und überaus freundliche Vorstellung, die umso leichter fällt, je eher das Leben vergleichsweise unbeschädigt von Dreistigkeit oder Aggression gelebt wird, wenn schweres körperliches oder seelisches Leid ausbleibt. Doch Kohélet würde es noch nicht ganz gerecht. Denn unter der Sonne zu essen und zu trinken und sich zu freuen ist bei ihm explizit „begleitet“ von des Menschen „Mühe in den Tagen seines Lebens, die Gott ihm gegeben hat“. Erst mit der Mühe schließt sich der Bogen zum Anfang des Textes, der mit der Beobachtung und Klage gegen die dunklen und schweren Facetten dieses Lebens begonnen hatte. Jede Art der vorschnellen Selbstzufriedenheit im gesättigten Leben ist damit ausgeschlossen. Stattdessen geht es, und das ist nur eine scheinbar kleine andere Nuance, darum, das Absurde auszuhalten, dem Absurden standzuhalten in diesem Leben. Das gelingt nach Kohélet nur dann, wenn es dennoch, trotz und vor allem in aller Wut, in allem Schmerz, in aller Mühe gelingt, das uns umgebende Licht, die ins schwere Leben scheinende Sonne, wahrzunehmen und die physischen und psychischen Bedürfnisse des eigenen Lebens nicht zu vernachlässigen. Wo immer sich solche Augenblicke der Freude wenigstens momenthaft einstellen, ist das Gute im Leben da.

Alles hat seine Zeit: Koh 3,1-9

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

12. Juli 2020, 5. Sonntag nach Trinitatis

Predigt im Semesterschlussgottesdienst

Was ist Zeit? Die Bonner Theologiestudentin Miriam Hackländer ist in der digitalen Kirche auf Instagram aktiv. Unter dem Namen „Zwischen_Himmel_und_Hölle“ erzählt sie von ihrem Glauben und ihrem Studium. Ihre Follower hat sie am letzten Freitag gefragt: Was ist Zeit? Hier ist ihre Zusammenstellung der Antworten: Zeit ist...

- wunderschön und vergänglich
- manchmal zu lang und manchmal zu kurz
- kostbar
- wie Schokolade: man hat immer zu wenig
- vergänglich
- ein Gefühl
- das Kostbarste
- der Rhythmus zwischen Schlafen und Lieben
- beängstigend
- befreiend
- relativ
- geschenkter Gestaltungsraum und taktgebender Treiber in einem
- ein Wimpernschlag
- eine Ewigkeit
- wie eine Blume: sie vergeht, wenn man sie nicht nutzt, aber sie wächst, wenn man das Beste aus ihr macht
- Geld
- Ebbe und Flut
- Stress
- im besten Fall: Quality Time
- unbemerkt
- wie die Luft um uns herum: immer da, immer lebensnotwendig, immer unsichtbar
- das größte Luxusgut
- genug, wenn man sie gut einteilt
- woraus Leben gemacht ist
- allgegenwärtig
- lässt jeden schlimmen Moment vorbeigehen
- was wir am meisten brauchen, doch am wenigstens nutzen
- unkäuflich

- Freiheit
- begrenzt
- wie Sand: Man kann die tollsten Burgen bauen oder er rinnt dir durch die Finger
- Gottes größtes Geschenk an die Menschen

Aus dem Buch Kohélet, Kapitel 3:

*1 Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde:
2 Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit,
ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; 3 töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit;
abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; 4 weinen hat seine Zeit, lachen hat seine
Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; 5 Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine
sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit; 6 suchen
hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit;
7 zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat
seine Zeit; 8 lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat
seine Zeit.
9 Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.*

(I. „Alles hat seine Zeit“ – eine alte und aktuelle Weisheit)⁷

Alles hat seine ... Zeit. Zeiten sind verschieden. Jede Zeit hat ihre ganz eigene Herausforderung. Jede Zeit ist endlich. Jede Zeit ist anders.

Alles hat seine Zeit. Pflanzen wieder ausreißen, abbrechen und bauen, suchen und verlieren, schweigen und reden, lieben und hassen, geboren werden und sterben. Zeiten sind verschieden. Und am Ende dieses Semesters sprechen wir auch von einer besonderen Zeit. Auf einmal gibt es die Zeit nach Corona und die Zeit vor Corona. Ostern in Corona Zeiten. Pfingsten in Corona Zeiten. Diese Zeit haben wir uns nicht ausgesucht. Sie war einfach da und plötzlich mussten wir entsprechend handeln. Wir wissen nicht, wann es vorbei sein wird.

Zeit formt Erfahrungen: Wie die der leeren Straßen, Hörsäle und Kirchen. Wie das Tragen von Mundschutz und all die Vorsichtsmaßnahmen. Wie das Zuhause-sein-Müssen, das Nicht-besuchen-Dürfen und das Nicht-umarmen-Dürfen. Wie die Unsicherheit, denn: Was kommt als nächstes? So oft habe ich Pläne gemacht und musste sie wieder verwerfen. Wie wird dieser Sommer sein? Wie wird das nächste Semester sein? Alles hat seine Zeit.

Alles. Alles hat seine Zeit. Das ist eine alte Weisheit. Es beschreibt die Welt aus Jugend und Alter, Liebe und Hass und Anfang und Ende. Der Wandel, der gefühlt von heute auf morgen stattfand und der uns alle trifft, uns alle verändert. Das „Alles hat seine Zeit“ ist die Überschrift unserer momentanen Gegenwart. Alles hat seine Zeit.

⁷ Miriam Hackländer

(II. „Alles hat seine Zeit“ – eine Predigt vom Juni 2020, übertragen im Nachrichtensender CNN)⁸

4. Juni 2020. In Minneapolis findet die erste Gedenkfeier zum Tod des Afroamerikaners George Floyd statt. Die Predigt hält der baptistische Prediger und Menschenrechtsaktivist Al Sharpton. Er wählt als Bibelvers den Satz aus: „To everything there is a time and a purpose and season under the heavens.“ Eben zu deutsch: „Alles hat seine Zeit. Und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde.“ Nicht nur die Trauernden vor Ort hören ihn, sondern live ist auch das Fernsehpublikum des internationalen Nachrichtensenders CNN dabei.

Dieser Prediger stellt heraus: Jetzt ist die Zeit gekommen, dass solche Ereignisse aufhören wie 8 Minuten 46 Sekunden, in denen ein Polizist ohne Einschreiten seiner Kollegen bei einer Festsetzung dem George Floyd die Luft abschnitt. Es ist an der Zeit, Nachwirkungen von Sklaverei und Kolonialismus ans Licht zu holen und bestehende negative Folgen kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Zeiten müssen sich ändern. Der - für sich genommen - sinnlose Tod dessen, um den man trauert, er soll doch nicht umsonst gewesen sein. In ihm spiegelt sich die ganze Geschichte seit der Sklaverei, deren Folgen noch nicht vorbei sind, bis heute hin. Und dieser Prediger zeigte auf: Die Zeiten gehen auf Änderung, ja haben sich schon geändert, auch wenn viele und gerade der, der augenblicklich im Weißen Haus sitzt, es überhaupt nicht wahrhaben wollen.

In besonderen Zeiten tritt das besonders ans Licht: wie fatal es sein kann, zu ignorieren, was sich schon verändert hat oder hätte schon verändert werden sollen. Es gilt die Zeit zu erkennen. In einer Pandemie ist schnelles und aufmerksames Reagieren gefragt, gerade am Anfang, aber nicht nur dann. Es gilt auch, in solcher Zeit durchzuhalten, auch wenn's schwerfällt, auch wenn im Moment man meinen mag, es sei schon alles wieder im Griff und vorbei. Mitverantwortung ist gefragt. Und: Gebraucht werden Entscheidungen, die trotz vieler Unsicherheiten, abgewogen sind und dann aber auch getroffen werden.

(III. Alles hat seine Zeit – und kein Gewinn?)⁹

Alles. Vergangenes wie Kommendes, alles hat seine Zeit. Das ist eine Weisheit – die mir hilft, mit Vergangenen, Zukünftigem und Heutigem umzugehen.

Aber: Nach der Aufzählung von alledem, was seine Zeit hat, wird noch ein weiterer Vers angeschlossen: „Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.“ (Vers 9) Das ist hart. Was soll das heißen? Sind all meine Bemühungen umsonst? Sind all meine Handlungen egal? Trage ich etwa keine Verantwortung? Dieser Nachsatz lässt mich straucheln.

⁸ Eberhard Hauschildt

⁹ Miriam Hackländer

Und meine Erfahrung sagt mir, dass sich zu bemühen wichtig ist. Gerade im Umgang mit diesem Virus. Destruktiv zu handeln kann nicht die Lösung sein. Aber wenn alles egal ist? Es ist doch ein Gewinn da, wenn durch verantwortliches Handeln Menschenleben gerettet werden, oder nicht?

Nun ja, ein wenig hat der Prediger schon recht. Wie auch immer man sich entscheidet, danach ist man immer klüger. Denn reagiert man mit schnellem Lockdown und gelingt es die Kurve abzuflachen, so kommen die Stimmen auf, man hätte zu viel verboten. Kommt es dann doch zu Wiederausbrüchen, wird gefragt, warum man nicht schon vorher strenger geblieben ist. Irgendwie kann man es nur falsch machen.

Aber in solcher Kritik steckt ja auch ein wenig Wahrheit. Oder nicht? Wie bist du mit der Pandemie umgegangen? Warst du zu ängstlich oder eher zu sorglos? Sicher bin ich mir nicht, ob ich anders hätte handeln sollen ... Dir geht es vielleicht ähnlich. Jede einzelne Situation habe ich abgewogen, mir Gedanken gemacht ..., aber ob das Ergebnis ein Gewinn war? Zwischen Verzicht und der damit verbundenen Einsamkeit und Sorglosigkeit und der damit verbundenen Ausbreitung. Gar nicht so einfach sich zu entscheiden.

„Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.“ Das klingt sehr nach einem „Kann man eh nichts machen.“, denn Zeiten kommen und gehen – alles ist Schicksal. Oder nicht?

(IV. Genießen – jetzt?! und die Gelassenheit des Glaubens)¹⁰

Was dann? Nach den Versen des Kohélet, die ich eingangs gelesen habe, stehen noch andere. Die klingen noch einmal wieder ganz anders. Denn nun ist das Vorbild: „[...] ein Mensch, der da isst und trinkt und [...] guten Mut [hat]“. Und weiter: es gibt „nichts Besseres [...], als fröhlich zu sein und sich gütlich zu tun in seinem Leben“ (V. 13 und V. 12). Ist das nicht, gerade in dieser Zeit, im Grunde krasser Egoismus: Party machen und es egal sein zu lassen, welche Gesundheitskonsequenzen das für andere haben könnte? Sich all diesen unerfreulichen Krampf mit „Abstand wahren“ und „dokumentieren“ an der Uni und in vielen anderen Einrichtungen zu sparen? Jedenfalls da, wo keiner hinguckt. Also das Verantwortlichsein, weil zu anstrengend, zu lassen?

Damit stellt sich die Frage: Wie geht es, dass das Eingestehen der eigenen Grenzen, ja die Ohnmacht gegenüber den wechselnden Zeiten nicht zum Argument wird, sich lieber auf sich selbst zu konzentrieren, ganz auf den eigenen Genuss und Vorteil zu setzen? Aber es stellt sich auch nicht weniger eine andere Frage: Was kann Menschen motivieren, sich in ihrer Verantwortlichkeit nicht in den Burnout oder die Depression hinein aufzureiben?

¹⁰ Eberhard Hauschildt

Für den Prediger im Buch Kohélet jedenfalls geht erstaunlicherweise dreierlei sehr wohl gut miteinander:

1. Die Aufmerksamkeit auf die jeweilige gerade vorliegende Zeit, auf die „Stunde“ [Vers.1], die jetzt geschlagen hat.
2. Die Aufmerksamkeit auf die eigenen nur sehr begrenzten Handlungskräfte (das Sich abmühen auch ohne klaren Gewinn).
3. Die Aufmerksamkeit auf ein bewusst fröhliches und genussvolles Leben.

Wie geht das zusammen? Kohélet bringt einen auf die Spur. Unser Abschnitt endete zwar mit dem ernüchternden Satz vom Arbeiten ohne Gewinn: „Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.“ (V. 9) Aber wenn man nur einen Vers weiterliest, dann folgt genau dazu eine entscheidende Erweiterung der Perspektive: „Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen.“ (V. 10) Im erweiternden Relativsatz zu „die Arbeit“ wird hier ein weiteres Subjekt eingeführt: „die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat“. Sieht man es so, dann könnte dies zusammen: einerseits keine Beschönigung der Mühen, verantwortlich zu handeln in den wechselnden Zeiten. Es ist Arbeit, anstrengend, nervig (eben eine Plage). Aber auch ist sie andererseits zugleich sinnvoll und berechtigt. Dann nämlich, wenn man sie begreift als Aufgabe, die einem gegeben ist. Und zwar nicht einfach bloß durch einen Arbeitsvertrag, auch nicht einfach bloß durch den Druck eines Überichs. Sondern von Gott her. Und damit von dem, der letztlich dies alles geschaffen hat zum Guten und Schönen hin.

Darum auch nichts davon bei Kohélet, in die Falle zu gehen, sich Genuss und Freude erst immer dann zu gönnen, wenn alle Arbeit fertig ist, perfekt abgeschlossen. Der Genuss ist nicht ein Gewinn, der nur unter der Bedingung ausgezahlt wird, dass die Arbeit auch wirklich erfolgreich war und auf Dauer ihr Ziel erreichte. Sondern der Prediger sagt uns: koppel deinen Selbstwert davon ab, so schön es ist, erfolgreich zu sein. Der vollständige Satz vom Essen und Trinken und gutem Mut im Buch Kohélet lautet nämlich so: „Denn ein Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinen Mühen, das ist eine Gabe Gottes.“ (V. 13) Deinen Selbstwert lass dir von Gott geben: Du bist dazu da, dich an der Schöpfung zu erfreuen, dich an dir selbst als Gottes Schöpfung zu erfreuen: Iss, trink, sei fröhlich auch in dieser Zeit.

Nimm dich als geschaffen zu beidem, zur Arbeit wie zum Genuss. Das ist eine eigene Form von Gelassenheit – zum Einsatz wie zur Muße: „Alles hat seine Zeit.“ Es ist gut für die, die in der Uni wirken, dass das Semester, dass die Zeit von Lernen und Lehren sich eine Pause gönnt und dass die Kräfte sich regenerieren können. Es ist gut, dass auch in diesen Zeiten des Jahres 2020 die Notwendigkeiten von verantwortlichem Leben und die Freiräume zum Genuss sich abwechseln, täglich, wöchentlich und auch sonst. Es macht Sinn. Und wer dabei auf Gott so blickt, wie

es bei Kohélet überliefert ist, und Vertrauen dazu gefasst hat, der darf sich mitten im Jahr 2020 trotz allem befreit und glücklich schätzen.

Amen

Wünsche und Fürbitten¹¹:

Für die nächste Zeit wünsche ich mir, nicht aus den Augen zu verlieren, was wirklich zählt, sondern immer wieder neu auf Gottes Liebe und seinen Frieden schauen zu können – und so meinen Mitmenschen und auch mir selbst begegnen zu können. Und ich bete darüber hinaus, dass jeder, der sich einsam fühlt, Gemeinschaft findet und getröstet wird. Und dass jeder, der etwas auf dem Herzen hat, jemanden findet, der zuhört und da ist.

Für die nächste Zeit wünsche ich mir noch ein bisschen mehr Regen für die Bäume und ein bisschen Erholung für die Natur.

Für die nächste Zeit wünsche ich mir, dass Antirassismus ein Thema für jeden bleibt und jeder sich nachhaltig damit auseinandersetzt und nicht nur, weil sie oder er mit Rassismus täglich umgehen muss.

Für die nächste Zeit wünsche ich mir mehr Gelassenheit bei Themen, die mich beschäftigen, und mehr Ruhe in meinem Herzen.

Für die nächste Zeit bitte ich dich, Herr, für alle, die unter Einsamkeit oder psychischen Krankheiten leiden. Sei ihnen ein fester Grund und sei bei ihnen, damit sie gut durch die nächsten Wochen kommen und Halt finden.

Für die nächste Zeit wünsche ich mir, dass alle Menschen mit Vernunft handeln und wir mit gemeinsamen Taten sicher aus der Corona-Pandemie herauskommen.

Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe,

wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen.

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

¹¹ Eingesammelt von Miriam Hackländer

Predigtreihe: „Gelassenheit – trotz allem?“ Ungewissheit und Grenzen des Menschen:
Kohélet (der Prediger Salomo) im Gespräch
Schlosskirche der Universität Bonn, Sommersemester 2020

Notizen: